

Buchbesprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **62 (2005)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus

Poetae Epici Graeci. Testimonia et Fragmenta, pars II. Orphicorum et orphicis similibus testimonia et fragmenta, fasc. 1. Edidit *Albertus Bernabé*. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. 394 p.

La nouvelle édition d'A. Bernabé était indispensable car l'ouvrage fort utile d'O. Kern, *Orphicorum Fragmenta* (Berlin 1922), est devenu obsolète; en effet, beaucoup d'informations manquent dans cette collection. Cet état des choses est dû à une série de découvertes spectaculaires: d'autres lamelles d'or, les tablettes d'Olbia, des trouvailles en matière d'iconographie dionysiaque et surtout le papyrus de Derveni ont radicalement bouleversé notre connaissance de l'orphisme. La différence entre les deux éditions apparaît immédiatement: la collection de fragments de Kern s'ouvrait sur la cosmogonie des oiseaux tirée de la comédie d'Aristophane (*Av.* 690–702). Dans la nouvelle édition, ce passage est relégué en soixante-quatrième position. L'ensemble des documents réunis mène actuellement à des conclusions qui sont exactement opposées à celles de chercheurs aussi raisonnables qu'U. von Wilamowitz-Moellendorf, I. Linforth et G. Zuntz et ceci sur des questions fondamentales: l'existence de l'orphisme à date ancienne, la définition de l'orphisme, la délimitation entre différents mouvements religieux et le rôle de Dionysos dans et hors des Enfers.

Le livre s'inscrit dans un vaste projet: il est la suite de *Poetarum Epicorum Graecorum. Testimonia et Fragmenta*, pars I, edidit A. Bernabé, Leipzig 1987, mais surtout il précède deux autres volumes qui contiendront notamment les lamelles d'or, les *catabases* et les *indices*. Le présent volume s'articule en quatre parties: (I) poèmes théogoniques, (II) poèmes concernant Déméter et Perséphone, (III) poèmes concernant des représentations du monde, (IV) fragments concernant l'âme. B. distingue trois catégories de textes, les *F(ragmenta)* et les *T(estimonia)*, comme le faisait Kern, mais il introduit aussi une nouvelle catégorie, les *V(estigia)*, qui sont des écrits comportant des éléments d'orphisme, comme par exemple la cosmogonie des oiseaux déjà évoquée. Cette répartition tripartite a l'avantage de résoudre la délicate question de la distinction entre passages authentiques et passages douteux, question qui se pose en des termes assez différents dans le contexte d'un auteur réel et dans celui de la pseudoépigraphe. Face à la richesse des documents, il incombe au lecteur, dans la mesure où cela est possible, de débrouiller ce qui relève de l'orphisme, du pythagorisme ou du dionysisme. La différence avec les éditions précédentes va au-delà de la simple inclusion de nouvelles découvertes: là où Kern donnait simplement de larges extraits d'auteurs, B. s'efforce d'isoler les passages liés au nom d'Orphée et n'hésite pas parfois à supprimer les raisonnements contextuels qui lui semblent ne pas relever de l'orphisme.

Avant de recommander chaleureusement ce livre et de dire notre impatience de voir cette vaste entreprise terminée, signalons la traduction en espagnol d'une grande partie de l'ouvrage: A. Bernabé, *Hieros logos. Poesía órfica sobre los dioses, el alma y el más allá*, Madrid 2003.

Anne-France Morand

J. H. Hordern: Sophron's Mimes. Text, Translation, and Commentary. Oxford University Press, Oxford 2004. XIV, 202 S.

Zu den dunklen Kapiteln der Geschichte der griechischen Literatur zählt aufgrund der Überlieferungslage leider der Theaterbetrieb Siziliens und der Magna Graecia im 6. und 5. Jh. v. Chr., vertreten durch zwei für die Entwicklung des griechischen und auch lateinischen Dramas wichtige Autoren: Epicharm und Sophron, den von Platon hochgeschätzten Mimendichter. Die Forschungslage hat sich allerdings in den letzten Jahren entscheidend verbessert durch die Monographie von R. Kerkhof, *Dorische Posse, Epicharm und Attische Komödie* (München/Leipzig 2001) und vor allem durch Kassels und Austins *Poetae Comici Graeci* Vol. I: *Comoedia dorica, mimi, Phlyaces*, Berlin/New York 2001, die zum ersten Mal einen zuverlässigen Text, versehen mit weiterführenden Anmerkungen, der Forschung zur Verfügung stellten. Auf dieser Basis, vor allem auf Kassels und Austins Text, basiert Hor-

derns Kommentar zu Sophron. Aus der Einleitung, die kurze Ausführungen zu Leben und Werk Sophrons, zum Charakter der Mimen und zu ihrer Wirkung sowie zur Textgeschichte umfasst, ist vor allem der Abschnitt zu Stil und Sprache herauszuheben, in dem genau die sprachlichen-dialektalen sowie stilistischen Besonderheiten der Fragmente besprochen werden (11–25). Die Fragmente sind fast durchgängig ins Englische übersetzt (40–121). Der Kommentar bietet alles zum Verständnis der Fragmente notwendige Material: Zunächst werden der Titel des Mimos und unter Einbeziehung der Sekundärliteratur der Inhalt diskutiert, dann vor allem die Einzelworte besprochen. Bedauerlich ist, dass die Testimonien aus Kassel/Austin nicht übernommen und kommentiert wurden. Horderns Kommentar wird für alle, die sich mit der Geschichte der griechischen Komödie beschäftigen, ein unentbehrliches Nachschlagewerk sein.

Bernhard Zimmermann

Michael Lurje: Die Suche nach der Schuld. Sophokles' Oedipus Rex, Aristoteles' Poetik und das Tragödienverständnis der Neuzeit. Beiträge zur Altertumskunde 209. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. XIII, 505 S.

Ein grosses Thema – und ein fulminantes Buch. Im Zentrum steht die Auseinandersetzung mit den Sophokles-Arbeiten von Eckard Lefèvre und Arbogast Schmitt. Als Ausgangspunkt dient die Frage nach deren Voraussetzungen (A.: 1–12). Dieser Frage geht Lurje (L.) in einer breit angelegten Deutungsgeschichte des *Oedipus Rex* nach (B.: 13–254). Zunächst führt er die Moralisierung der Sophokles-Deutung auf die frühneuzeitliche Interpretation der *Poetik* zurück (I.: 13–137). Dies geschieht in vier Schritten: von der Moralisierung der Katharsis (1.: 16–27) unter dem Einfluss der «poetischen Gerechtigkeit» (2.: 28–77) wird die Hamartia als Charakterfehler verstanden (3.: 78–91) und so in den *Oedipus* getragen (4.: 92–137). Anschliessend treten mit dem 17. und 18. Jh. (II.: 138–225) der Streit zwischen moralisierender und amoralisch-fatalistischer Deutung in der *Querelle* (1.: 141–184) sowie der folgende Kampf dieser Auffassungen miteinander und mit der Empfindsamkeit im späteren 18. Jh. (2.: 185–225; in der Kapitelüberschrift muss es statt 1640 wohl 1740 heissen) in den Mittelpunkt der Darstellung. Die Deutungsgeschichte schliesst mit einem Überblick über die weitere Entwicklung zumal in der deutschsprachigen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts (III.: 226–254): von der «Schicksalstragödie» (1.: 226–232) über die «Morphologie» (2.: 233–240) zur «Wilamowitzschen Wende» (3.: 241–254). Der nächste Hauptteil entfaltet eine nähere Analyse der Vorschläge von Lefèvre und Schmitt (C.: 255–277). Daraufhin wird die Hamartia-Debatte *en détail* aufgerollt (D.: 278–387): von Robortellos «Fehler aus Unwissenheit» (1.: 281–304) über Bedeutungserweiterungen (2.: 305–318) und moralisierende Einengung (3.: 319–383) zur Bestätigung Robortellos (4.: 384–386) und der Ablehnung jener neueren Vorschläge (5.: 387). Am Schluss zieht L. die Konsequenzen für die Sophokles-Interpretation (E.: 388–403): Von einer Schuldfrage ist im *Oedipus Rex* nicht die Rede.

Das Buch ist wunderbar komponiert: L. hat seinen weitausgreifenden Beweisgang bis in den letzten Schritt hinein klar vor Augen und führt seine Leser mit Sicherheit und Umsicht. Seine Argumentation ist auch in den vertracktesten Fragen stets deutlich artikuliert und präzise, seine Polemik bisweilen scharf, die sprachliche Leistung weit über Durchschnitt: durchweg luzide, oftmals brillant.

Für die Aufhellung des Aristotelischen Tragödienbegriffes und seiner weitverzweigten Deutungsgeschichte ist hier mit profunder Gelehrsamkeit Bewundernswertes geleistet. Jede weitere Behandlung wird von hier ihren Ausgang nehmen müssen. Für die Sophokles-Interpretation empfiehlt L. eine Rückkehr zur Forschung seit Wilamowitz (396). Damit stellt er sein eigenes Licht unter den Scheffel. Auch wenn dies nicht eigentlich ein Sophokles-Buch ist, so hat es doch dem Sophokles-Verständnis enorme Hindernisse aus dem Wege geräumt. Jetzt geht der Blick zurück zu den Stücken selbst, jetzt kann man mit neuer Entschiedenheit fragen: Wie kommt es, dass Lefèvre und Schmitt gerade mit ihren detaillierten Beobachtungen am Sophokles-Text so grossen Erfolg gehabt haben? Ist nicht gerade das von L. vertretene Verständnis des Aristoteles für die Sophokles-Interpretation besonders aufschlussreich? (Die Abweisung dieser Frage [278–280] hat mich nicht überzeugt; vgl. auch W. H. Friedrich, *Vorbild und Neugestaltung*, Göttingen 1967, 188–209). Gerade wenn für Aristoteles der *Oedipus Rex* in gewissem Sinne massgebend ist – sollte man seine Deutung dann nicht besonders ernst nehmen?

Was bei Sophokles und Aristoteles als reiner Handlungsverlauf erscheint, erhält in der Deutungsgeschichte (wie L. zeigt) einen moralischen Rahmen. Diese Moralisierung ist weder Sophokles noch Aristoteles angemessen. Beide erfahren dieselbe Fehldeutung. Wie kommt es dazu? Welche Gemeinsamkeit liegt dem zugrunde? Hamartia ist bei Aristoteles (wie L. zeigt) rein als Element der Handlungsverknüpfung gedacht. Es geht in der *Poetik* um die Mechanik der Handlungsführung, um eine technische Innenansicht der Handlung. Diesem Interesse kommt Sophokles in besonderer Weise entgegen. Auch er beschränkt sich auf die menschliche Handlungswelt. Erst aus der Verketzung natürlicher (wenn auch ungewöhnlicher) Geschehnisse ergibt sich im *Oedipus* der Schluss auf das Göttliche. Dem untersuchenden Interesse des Philosophen entspricht das Bauprinzip dieses Dramas. Es ist nicht gleichgültig, dass Aristoteles seinen Sophokles so sehen kann. Vielmehr bestätigt sich auch auf diesem Wege L.s Position: denn der empirische Charakter des *Oedipus* erlaubt den Schluss, dass es in diesem Stück eben nicht um die Gerechtigkeit der Götter geht, sondern um die Frage ihrer Existenz; nicht Theodizee, sondern Gottesbeweis. Darüber spricht Aristoteles freilich nicht. Was für Sophokles Ate und Hybris ist, heisst für ihn – Hamartia. Für beide ist damit jedoch keine subjektive Verfehlung bezeichnet, sondern die objektive Gefährdung dessen, der nicht anders kann als zu handeln, ohne zu wissen.

Arnd Kerkhecker

Euripides: Selected Fragmentary Plays, Volume II. Philoctetes, Alexandros (with Palamedes and Sisyphus), Oedipus, Andromeda, Hypsipyle, Antiope, Archelaus. Edited with Introductions, Translations and Commentaries by C. Collard, M. J. Cropp and J. Gibert. Oxbow Books, Oxford 2004. XVI, 384 S.

Die seit 25 Jahren erfolgreiche Reihe der Aris & Phillips Classical Texts erfährt mit diesem zweiten Band fragmentarischer Stücke des Euripides eine sehr erfreuliche Erweiterung. Wie bereits im ersten, von C. Collard, M. J. Cropp und K. H. Lee edierten Band aus dem Jahr 1995, sind die Stücke in eine mehr oder weniger sichere chronologische Abfolge gebracht und wird jedes Stück folgendermassen präsentiert: Eine konzise «Summary bibliography», gegliedert nach den Punkten «Texts and testimonia», «Myth», «Illustrations» und «Main scholarly discussions» geht einer «Introduction» voraus, die, in leicht variierender Reihenfolge «Myth», seine Vorkommnis in Text und Bild, «Reconstruction» des Handlungsverlaufs und entsprechend den Versuch einer Anordnung der Fragmente, sowie «Other proposed ascriptions», ferner «Themes and characters», «Staging», «Date», «Other dramatizations» und «Later influence», manchmal noch weitere Punkte wie «Recovery and study of the fragments» (zu *Oedipus*, 105; ähnlich zu *Antiope*, 260), «Text» (zu *Hypsipyle*, 170), «Similarities with other plays» (zu *Antiope*, 268) usw. bespricht. Die auf Bibliographie und Einführung folgenden Fragmenttexte sind wenn immer möglich so angeordnet, dass sich auf der linken Seite die Originaltexte, auf der rechten die (stets neue und gelegentlich erste) englische Prosaübersetzung, am Seitenende der kritische Apparat finden. Im anschliessenden Kommentar wird, der Reihenkonzeption getreu, nur in seltensten Fällen ein griechisches Lemma verwendet, der Text demnach nach der englischen Übersetzung aufgeschlüsselt. Gelegentliche Appendices (etwa 326–329, die Fragmente von Pacuvius' *Antiope*) runden die Kapitel ab und stellen ebenso wertvolle wie anregende Ausgangspunkte für die weitere Arbeit mit den Fragmenten dar.

Richard Kannicht hat wie bereits den Herausgebern der *Belles Lettres*-Edition der Euripideischen Fragmente (Paris 1998–2003) vor Erscheinen des TrGF Bandes *Euripides* seine Unterlagen zur Verfügung gestellt. Der vorliegende Band hat nicht nur Verweise auf Kannichts Nummerierung, sondern setzt diese bereits als massgebend, notiert Abweichungen von Nauck oder Snell (ausser in Querverweisen) stets unmittelbar nach der TrGF-Nummerierung und gibt Hinweise auf andere wichtige Editionen im Apparat. An den wenigen Stellen, wo die Herausgeber Modifikationen in der Stückrekonstruktion haben, sind naturgemäss Abweichungen von der Fragmentanordnung von TrGF vorhanden; diese sind stets mit Querverweisen im Text und in der Übersetzung gekennzeichnet.

Die Addenda (363–369) zu Band I bringen viele weitere Literaturhinweise; die Corrigenda (370–371) wiederum machen auf gut vierzig Fehler, meist falsche Ziffern, aufmerksam. Vier Indices zu *beiden* Bänden – «1. Ancient authors and texts», «2. Language, style, metre» (dessen zweite Hälfte aus griechischen Begriffen besteht), «3. Names and places», 4. «Topics» – runden das Werk ab.

Rebecca Lämmle

Calame, Claude (Hg.): **Poétique d'Aristophane et langue d'Euripide en dialogue**. Etudes de Lettres 4. Etudes de Lettres, Lausanne 2004. 141 S.

Der Band enthält sechs Aufsätze, die an der jährlichen Tagung der Universitäten Cornell, Harvard, Lausanne, Lille 3 und Princeton zu einem speziellen Thema der griechischen Dichtung vorgetragen worden sind. Im Zentrum stehen die *Frösche* des Aristophanes, die einerseits im Hinblick auf die physische Inszenierung der sprachlichen Besonderheiten des Aischylos und Euripides (Frank Müller) und der Übertragung der euripideischen Metaphorik in die Komödie (Vamvouri-Ruffy) analysiert, andererseits auf ihren soziokulturellen Hintergrund hin untersucht werden, dies anhand von Aristophanes' Darstellung der ewigen Frage, welchen ethischen Ansprüchen Dichtung genügen sollte (David Bouvier).

Am Beispiel der *Acharner* und der *Thesmophoriazusen* wird aufgezeigt, wie Euripides sich in einen komischen Helden verwandelt, der mit seinen eigenen Waffen geschlagen wird, beziehungsweise zum Komödiendichter mutiert, der mit simplem Klamauk sein Ziel zu erreichen sucht (Pierre Voelke). In einem Vergleich zwischen dem *Amphitruo* des Plautus und den *Acharnern* des Euripides wird die durchaus ähnliche Dekonstruktion des Tragischen, welche beide Dichter einsetzen, herausgearbeitet (Olivier Thévenaz). Mit einer sehr detaillierten metrischen Analyse des Iambus arbeitet Martin Steinrück die beiden Traditionen, die im 5. Jh. festzustellen sind, heraus, wobei sich Aischylos näher bei Archilochos befindet als Aristophanes oder Euripides. Die Themen des Bandes und die Fragestellungen stellt Claude Calame durch einen knappen forschungsgeschichtlichen Überblick in einen grösseren Zusammenhang, jeder Aufsatz schliesst mit einer kleinen Bibliographie.

Ruth E. Harder

Aristophanes: Thesmophoriazusaë. Edited with Introduction and Commentary by *Colin Austin* and *S. Douglas Olson*. Oxford University Press, Oxford 2004. CVIII, 364 p.

Si les *Thesmophories* ont longtemps pu faire figure de parent pauvre dans les études aristophaniennes, les voici désormais bien servies, puisqu'après Sommerstein (Warminster 1994) et Prato (Milano 2001), c'est au tour d'Austin et d'Olson de nous en proposer une édition, accompagnée d'une introduction et d'un commentaire. L'ouvrage plonge ses racines dans le doctorat soutenu par Colin Austin en 1965, consacré au commentaire des 530 premiers vers de la pièce. Dès 2001, Austin a pu compter sur la précieuse collaboration de Douglas Olson pour compléter et mettre à jour ce travail initial.

Le texte contient quelques corrections nouvelles, déjà défendues par Austin dans des articles antérieurs. 373: 'Αρχίκλει' (leçon transmise par Satyros et retenue comme *lectio difficilior*); 436/7: πάντα δ' εἶδ' ἐξήτασέν <τε> (correction pour obtenir un dimètre trochaïque); 500: εὔ κεκαλυμμένον (correction superflue pour ἐγκεκαλυμμένον); 994: <ἡδόμενος>; 1027: ἐφέστηκε κῶλοον (correction pour ἐφέστηκ' ὀλοον, afin d'éviter l'asyndète; un autre exemple d'asyndète apparaît toutefois dans cette même partie chantée au v. 1020); 1087: κλαῦσ' ἔτι (ingénieuse correction pour κλαύσαμι); 1215: συβηνη δ' ἦν (correction superflue pour δὲ συβήνη 'στι). Notons aussi la reprise de corrections anciennes qui n'avaient pas convaincu les derniers éditeurs en date (Coulon, Sommerstein, Prato). 204: νυκτερήσια (Bothe, pour l'*hapax*, à allusion obscène, νυκτερείσια); 809: φήσει (Küster, pour φήσεις); 887: κάκιστ' ἄρ' (Van Leeuwen, pour κακῶς τ' ἄρ'); 1041 χέουσα (-σαν Casaubon, pour φεύγουσαν; la correction φλέγουσα(v) reste néanmoins préférable). 1150 ἄνδρας ἴν' οὐ θέμις (Hermann, pour οὐ δὴ ἀνδράσιν οὐ θεμιτόν; les arguments de Prato (*ad loc.*) pour la défense d'un texte plus proche de la tradition nous semblent ici dignes d'attention). Relevons encore au v. 710 la défense de la leçon transmise: ἦκεῖς γ' ὄθεν ἦκεῖς, dont le sens ne nous paraît toutefois guère satisfaisant. Suivant une suggestion de Dover, les éditeurs ont renoncé à accentuer les mots prononcés par l'archer scythe, partant du principe que sa manière d'accentuer ne pouvait être qu'erronée.

Le commentaire présente de façon claire et succincte les problèmes d'établissement du texte. Parmi les autres points forts de ce commentaire, notons l'attention accordée aux questions de mise en scène, de même que des renseignements détaillés, accompagnés de références bibliographiques étoffées, sur différents aspects de la vie quotidienne, institutionnelle et culturelle. D'autres aspects du texte, comme ceux ayant trait à l'auto-référence chorale, ont en revanche moins retenu l'attention des

commentateurs; les v. 947–1000 auraient mérité quelques remarques synthétiques à ce sujet. La très riche introduction fait une large place au contexte historique. Ce long développement conduit à expliquer l'extrême discrétion des allusions politiques dans les *Thesmophories*, en la mettant sur le compte du climat de peur qui régnait à Athènes dans les semaines précédant le coup d'Etat oligarchique de 411. Cette conclusion pose la question des limites imposées au poète comique dans l'exercice de la critique et du blâme et cette question aurait pu être abordée plus explicitement. Cette même introduction propose une interprétation d'ensemble de la pièce; on regrettera que l'analyse, centrée sur la question des rapports entre sexes, laisse en revanche largement de côté la question des rapports entre genres dramatiques – comédie et tragédie – tels qu'ils se jouent dans la pièce. Outre une présentation des données relatives au festival des Thesmophories, l'introduction contient encore une discussion circonstanciée des problèmes de mise en scène, ainsi que les fragments des secondes *Thesmophories*, accompagnés d'une traduction.

Digne d'admiration, l'ouvrage d'Austin et d'Olson constituera un instrument de travail indispensable pour les interprètes désireux de confronter leur σοφία à celle d'Aristophane et de l'Euripide qu'il met en scène.

Pierre Voelke

Olimpia Imperio: Parabasi di Aristofane. Acarnesi, Cavalieri, Vespe, Uccelli. Studi e Commenti 13. Adriatica Editrice, Bari 2004 449 S.

Die Parabase, die auffallendste, für die Alte Komödie des 5. Jh.s v. Chr. typische Bauform, die den Höhepunkt und die Peripetie eines Stücks markiert, stand seit Th. Zielinskis Untersuchung *Die Gliederung der altattischen Komödie* (Leipzig 1885) immer im Zentrum der Komödienforschung, sei es im Zusammenhang mit der Frage nach dem Ursprung der Gattung und der Gattungsgenese, sei es aus inhaltlichen Gründen, wobei vor allem die Bezüge der auf den ersten Blick aus der dramatischen Handlung herausfallenden mehrteiligen Form interessierte. Zu nennen sind besonders G. M. Sifakis, *Parabasis and animal choruses* (London 1971) und Th. K. Hubbard, *The mask of comedy: Aristophanes and the intertextual parabasis* (Ithaca/London 1991). Die vorliegende Arbeit bietet zunächst einen sehr informativen Forschungsbericht zur Parabase, zur Struktur und Terminologie, zur Entwicklung, zu inhaltlichen Besonderheiten und zur Sprachform, besonders zur Metaphorik (3–104). Nicht nur die erhaltenen Parabasen des Aristophanes werden behandelt, sondern auch die Parabasen (vermutlich) zuzuweisenden Fragmente. Die Sekundärliteratur ist umfassend berücksichtigt und kritisch, aber wohlthuend unpolemisch ausgewertet.

Im Hauptteil der Arbeit (107–437) werden die Parabasen der *Acharner*, *Ritter*, *Wespen* und *Vögel* kommentiert. Nach einer einleitenden Gesamtwürdigung der jeweiligen Passage folgt der ausführliche Kommentar, in dem häufig, von Formulierungen oder Gedanken der besprochenen Stelle ausgehend, weit über den engen Rahmen der Parabase hinausgehende Erläuterungen gegeben werden (vgl. z.B. 117 zu τρυγικός [Ach. 628] oder 119 zu dem terminus technicus διδάσκαλος bzw. ποιητής). Man könnte gegen diese Art von Studien, die nur Teile eines Stücks kommentieren, einwenden, dass sie angesichts der Vielzahl von vollständigen Kommentaren überflüssig seien. Vorliegende Untersuchung zeigt jedoch den Nutzen derartiger Arbeiten: der Kommentar geht weit über das normalerweise Gebotene hinaus, insbesondere werden die inhaltlichen Bezüge im Stück selbst und zu anderen Komödien detailliert besprochen, was wiederum eine äusserst wichtige Grundlage für künftige Interpretationen sein wird.

Nach P. Totaros Untersuchung zu den Nebenparabasen (*Le seconde parabasi di Aristofane*, Stuttgart/Weimar 2000) liegt mit Imperios Studie ein weiterer wertvoller Beitrag zur Erforschung der Bauformen der Komödie vor. Man darf hoffen, dass die Lücke der nicht besprochenen Parabasen bald geschlossen wird.

Bernhard Zimmermann

Thomas Alexander Szlezák: Das Bild des Dialektikers in Platons späten Dialogen. Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie Teil II. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2004. XI, 260 S.

Die von hohem Anspruch und magistraler Verve bestimmte Darlegung soll bei den späten platonischen Dialogen die Resultate bestätigen, die der Autor in seinem 1985 erschienenen Buch *Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie* für die frühen und mittleren Dialoge festgestellt hatte: Das Bild des

Philosophen bzw. Dialektikers ist in allen platonischen Schriften in verschiedenen Ausformungen und Gestalten wie Sokrates, Parmenides, dem eleatischen Fremden, Timaios und dem «Athener» im wesentlichen einheitlich (230f.). Gekennzeichnet ist der Dialektiker einerseits durch eine souveräne Lenkung des Gesprächs und einen immensen Vorsprung vor dem Partner, auf dessen Fassungsvermögen er stets Rücksicht nimmt, andererseits durch die bewusste Aussparung tieferer und «wertvollerer» Begründungen, d.h. der Prinzipienlehre, die dem mündlichen Unterricht in der Akademie vorbehalten bleibt. Die Praxis des Dialogs wird insoweit als übereinstimmend mit der im *Phaidros* formulierten Schriftkritik vorgeführt.

Die Tübinger Platon-Konzeption erscheint hier dogmatisch weitergetrieben, insbesondere weil die Darlegung letztlich auf den Erweis der unbedingten Autorität des ganzen Platon – ohne kritische Diskussion einzelner Lehrinhalte – ausgerichtet ist. In dieser Sicht hat Platon den Status und den Anspruch des «Wissenden». So heisst es zur *Politeia*: «... so müssen wir zugeben, dass Platon ... einen *wissenden* Sokrates porträtiert.» (26); zu den *Nomoi*: «... dieses Bewusstsein, über die sicherste Methode zu verfügen ...» (49); zum *Politikos*: «Als weitere auf eine sichere Gesamterkenntnis alles Seienden zielende Theorie-Elemente sind zu erkennen ...» (190) und: «Die Unbeirrbarkeit der Gesprächsführung lässt sich dramenintern nur verstehen als die nicht verhandelbare Gewissheit des Dialektikers ...» (191). Bei diesem Bild sind zum einen die von Platon vielfältig gegebenen Hinweise vernachlässigt, dass seine Vorstellungen und Theorien nicht auf festem Wissen beruhen, sei es dass er sie in Mythen und Gleichnissen darstellt, sei es dass er sie als «Meinungen» oder als nur «wahrscheinlich» bezeichnet (z.B. Rep. 509e; 517 a–c; Tim. 29c/d). Und zu ihm gehört es auch, dass hier die «ungeschriebene Lehre» als letzte Sicherheit gebende Instanz figuriert, aber Gegenstand nur der Verweisung und nicht auch philosophischer Prüfung ist. Die Vorstellung des systematisierbaren mündlichen Platon führt von der Berufung auf die Schriftkritik zu dogmatisierender Auslegung der Schrift: Die Passagen in der *Politeia*, die der Ausbildung des Philosophen im besten Staat gewidmet sind (vor allem 503b–540c), werden dazu benutzt, einen auch für den mündlichen Platon gültigen «Philosophiebegriff» zu statuieren (1–43), der so rigoros ist, dass er, wenn er der schlechthin massgebende gewesen wäre, die Entwicklung andersartiger Philosophien in der Akademie, wie der des Speusipp, des Aristoteles oder Herakleides nicht zugelassen hätte. In der alten Akademie ging es wohl weniger dogmatisch zu als im heutigen Tübingen.

Christoph Eucken

Abraham P. Bos: The Soul and its Instrumental Body. A Reinterpretation of Aristotle's Philosophy of

Living Nature. Brill's Studies in Intellectual History 112. Brill, Leiden/ Boston 2003. X, 434 S.

Die seit Alexander von Aphrodisias gängige Interpretation der Aristotelischen Seelenlehre besagt, dass die Seele die Form des lebendigen, mit Organen ausgestatteten Körpers ist. Seele und Körper sind gemäss dieser Theorie so untrennbar wie dies eben Material- und Form-Aspekt eines Dinges sind. Im 20. Jh. wurde die so verstandene Aristotelische Seelenlehre mit einem «gemässigten» Funktionalismus in Beziehung gebracht, wie ihn M. Nussbaum und H. Putnam vertreten haben. Gegen diese hylemorphistische Interpretation wendet sich Bos in seinem Werk *The Soul and its Instrumental Body*. Bos beruft sich nicht nur auf *De Anima*, sondern u.a. auch auf *De Motu Animalium* (bes. Kap. 10), *De Generatione Animalium* und die «verlorenen Schriften» (*Eudemus*, *Protreptikos*). Die Schlüsselstelle bilde DA 412b5, gemäss der die Seele *entelecheia he prote somatos physikou organikou* ist. Diese Stelle besagt gemäss der gängigen Übersetzung, dass die Seele die erste *Entelecheia* eines mit Organen ausgestatteten Körpers sei. Der Körper, von dem die Rede ist, ist demnach das sichtbare Äussere von Pflanze, Tier und Mensch. Bos schlägt dagegen folgende Übersetzung vor: Die Seele ist die erste *Entelecheia* eines Körpers, welcher ihr [der Seele] als Instrument dient. Der Körper, von dem die Rede ist, ist nach Bos das *Pneuma*. Da das *Pneuma* gemäss Aristoteles eine feinstoffliche Substanz ist, die im menschlichen und tierischen Körper nahe dem Herzen angesiedelt wird, sind (sichtbarer) Körper und Seele voneinander trennbar, insofern das *Pneuma* vom restlichen Körper trennbar ist. Somit wäre die Annahme, Aristoteles hätte einen Hylemorphismus vertreten, falsch. Man muss ihm stattdessen einen «nicht-platonischen Dualismus» zuschreiben. In den ersten fünf Kapiteln des Buches wird diese Neuinterpretation unter Berücksichtigung von *De Motu Animalium* und *De Anima* vorbereitet und durchgeführt. Danach wird gezeigt, wie die Neuinterpretation Licht auf

problematische Stellen in DA zu werfen vermag (Kap. 6 und 7). Die Kapitel 8 bis 10 untersuchen den Aristotelischen Begriff des *Pneuma* in *De Generatione Animalium*, *De Longitudine et Brevitate Vitae* und *De Mundo*. Kapitel 11 versucht, den Intellekt, der gemäss Aristoteles im Gegensatz zu den anderen Seelenvermögen ohne körperliches Substrat bestehen kann, in das neue Bild zu integrieren. Danach wird auf die verlorenen Werke *Eudemus* und *Protreptikos* eingegangen (Kap. 13–17). Bos zeigt auf, dass die Seelenlehre, die Aristoteles in den biologischen Schriften und in den verlorenen Werken vertreten hat, nicht im Gegensatz steht zu der Seelenlehre von DA, wie sie Bos interpretiert. Die Annahme, es hätte eine Entwicklung oder gar ein Bruch im Aristotelischen Denken stattgefunden, ist demnach nicht gerechtfertigt. Bos' Ausführungen legen auch nahe, die verlorenen Dialoge neu zu datieren – sie stellen gemäss Bos nicht zwingend Aristotelische Frühwerke dar, sondern könnten in eine spätere Phase gehören.

Wenn Bos mit seiner Interpretation Recht hat – so die Pointe seines Textes u.a. im Schlusskapitel 18 –, hätte beinahe die gesamte Überlieferungstradition seit Alexander von Aphrodisias (um 200 n. Chr.) dem Philosophen eine Seelenlehre unterstellt, welche dieser nicht vertreten hat. Die Frage, welchen Einfluss Aristoteles auf die Philosophie seiner Zeit gehabt hat, muss dann völlig neu überdacht werden. Bos' Werk ist sorgfältig recherchiert und die Argumente, die er für seine Interpretation anbringt, vermögen zu überzeugen. Ob die hylemorphistische Seelentheorie nun doch eine angemessene Interpretation der Aristotelischen Lehre darstellt oder vielmehr ein fruchtbarer historischer Irrtum ist, ist freilich auch nach der Lektüre von Bos' Werk nicht eindeutig zu entscheiden.

Rafael Ferber

Carolin M. Oser-Grote: Aristoteles und das Corpus Hippocraticum. Die Anatomie und Physiologie des Menschen. Philosophie der Antike 7. Franz Steiner, Stuttgart 2004. 349 p.

Cet ouvrage présente de manière synthétique et structurée une lecture comparée des passages sur l'anatomie et la physiologie humaines chez Aristote et dans le *Corpus hippocratique*. Un enthousiasme communicatif a guidé l'auteur dans sa présentation détaillée et rigoureuse des textes. L'ouvrage est richement illustré par des dessins et des planches anatomiques ainsi que par des tableaux synoptiques qui mettent en évidence les points marquants de l'exposé. De brèves synthèses interviennent au fil du texte (64, 80, 94, 130, 259, 269, 275, 279, 282, 287) et confèrent à l'ouvrage une dimension supplémentaire moins factuelle. Une synthèse générale clôt le volume et ajoute un éclairage philologique complémentaire indispensable («1. Die Quellenfrage und das Verhältnis des Aristoteles zum *Corpus Hippocraticum*»; «2. Tabellarischer Vergleich der anatomischen und physiologischen Kenntnisse beider *Corpora*»). Cette synthèse débouche sur un jugement plus personnel («3. Bewertung»). Le livre fournit une bibliographie thématique centrée sur les titres essentiels. Vient ensuite la liste des illustrations, ainsi qu'un index des passages cités qui contribuent à faire de ce livre un ouvrage agréable à lire et à consulter tant pour un antiquisant que pour toute personne que l'histoire de la médecine et de l'anatomie intéressent et qui, après avoir accompagné l'auteur sur plus de 300 pages, aura désormais matière à poursuivre sa réflexion.

Brigitte Maire

Theophrastus: Characters. Edited with introduction, translation and commentary by James Diggle. Cambridge Classical Texts and Commentaries 43. Cambridge University Press, Cambridge 2004. VIII, 600 S.

Theophrasts *Charaktere* sind ein Text, der immer das Interesse der Philologen erregte – vor allem wegen seiner Wirkung auf die Literatur der Neuzeit, aber auch wegen der vielfältigen, mit Theophrasts Schrift verbundenen Probleme wie der Funktion und Intention, der Beziehung zu anderen Texten des 4. Jh.s v. Chr., besonders zu den Komödien Menanders, oder schliesslich der Authentizität des Werkes. Der umfangreiche Kommentar J. Diggles behandelt all diese Fragen unter Verwendung und Diskussion der enormen Fülle an Sekundärliteratur in aller Knappheit in der Einleitung (1–57). Diggle sieht in der Nachfolge Pasqualis in den *Charakteren* eine Materialsammlung, die Theophrast während seiner Tätigkeit als Lehrer zur Illustration seiner Vorlesung zusammenstellte (15f.). Dies bedeutet für die kontrovers diskutierte Frage der Datierung, dass Theophrast die einzelnen Skizzen über einen längeren Zeitraum hinweg verfasste und eventuell, worauf das einheitliche stilistische Er-

scheinungsbild verweisen könnte, für eine Publikation überarbeitete. In der Authentizitätsfrage tilgt Diggle das Proömium und die Epiloge, die einigen Kapiteln beigelegt sind, als spätere Interpolationen, ebenfalls wie M. Stein (*Definition und Schilderung in Theophrasts Charakteren*, Stuttgart 1992) die einleitenden Definitionen (16–19). Der Kommentarteil glänzt durch seine enorme Materialfülle. Man findet alles Wissenswerte zur jeweiligen Stelle mit zahlreichen Querverweisen zu anderen Texten, insbesondere der Komödiendichter. Äusserst hilfreich sind die Indices, vor allem der Index verborum (533–557) und das in einen englischen und griechischen Abschnitt aufgeteilte Schlagwortregister (567–600).

Bernhard Zimmermann

Karina Ukleja: Der Delos-Hymnus des Kallimachos innerhalb seines Hymnensextetts. Orbis Antiquus 39. Aschendorff, Münster 2005. VII, 353 S.

Die «Einleitung» (Kap. I.: 1–20) nennt die drei Hauptziele dieser Arbeit (1): 1. Strukturanalyse; 2. Beziehungen zu Pindar und zum homerischen Apollon-Hymnus; 3. Stellung im kallimacheischen Hymnensextett. Es folgen Doxographien zu 1. (2–9) und 2. (9–15), zur Datierung (15f.) und zur Frage der Aufführung (17–19: lückenhaft, ohne Nennung der jeweiligen Argumente). S. 20 verzeichnet Abweichungen von Pfeiffers Text. Ein Forschungsüberblick zu Punkt 3. steht am Anfang des nächsten Kapitels (23–25: wiederum unvollständig).

Kapitel II. (21–107) behandelt «Die Reihenfolge der *Hymnen* des Kallimachos». Dies geschieht in einer Reihe interpretierender Paraphrasen: 27–37 H.I; 37–50 H.II (mit 50–52 zum delischen Teil des hom. Apollon-Hymnus); 53–75 H.III (bes. über das Verhältnis zu H.II und zum hom. Apollon-Hymnus; daneben Exkurse zur Etymologie des Apollon-Namens, 53–58, zur Analyse des hom. Hymnus, 65–67, und zum Umfang von H.III, 73–75); 75–86 H.IV (75–81 Motiv der Themenfülle, 81–86 Text der Eröffnungsfrage); 87f. H.V/VI (zu knapp). Abschliessend soll «Das Kompositionsmuster des *Hymnensextetts*» beschrieben werden (88–107). Hier werden allerlei Ähnlichkeiten und Unterschiede aufgezählt, um vielfältige Verknüpfungen unter den Hymnen wahrscheinlich zu machen. In welchem Verhältnis diese Beobachtungen zueinander stehen und was aus ihnen für die Komposition des Ganzen folgt, wird nicht recht deutlich. Die grundlegende Frage, ob es sich bei den Hymnen des Kallimachos um einen vom Dichter komponierten Zyklus handelt, verlangt weiterhin nach systematischer Behandlung.

Kapitel III.–VIII. besprechen den Delos-Hymnus: III. (109–117) zur Handlungsführung im Vergleich mit dem delischen Teil des hom. Apollon-Hymnus; IV. (119–127) Verse 1–54; V. (129–147) Verhältnis zu Pindar; VI. (149–219) ungleichmässige Paraphrase der Verse 55–274; VII. (221–230) Verse 275–326; VIII. (231–269) Verhältnis zum pythischen Teil des hom. Apollon-Hymnus, Verwandlung von Delos. In diesem interpretierend-paraphrasierenden Hauptteil des Buches finden sich immer wieder schöne und hilfreiche Einzelbeobachtungen, die sich aber nur selten zu einer Argumentation oder einem Gesamtbild zusammenschliessen.

Am Ende steht eine «Schlussbetrachtung» (Kap. IX.: 271–283). Hier werden einige zentrale Interessen des Buches noch einmal zusammengestellt (Strukturanalyse aufgrund von Wortwiederholungen, Überbietung von Vorbildern, Charakter der Gedichtsammlung) – weitgehend im Sinne einer Wiederholung und ohne dass diese Elemente in ein klares Verhältnis zueinander träten.

Im «Anhang» (Kap. X.: 285–305) findet sich ein Aufsatz zur Rolle der Artemis im Schlussgruss und im Ganzen von H.IV (285–301), ferner Bemerkungen zur Struktur der Verse 55–259 (302–304) sowie ein Aufbauschema des Gedichts (305). Das Buch besitzt Literatur- und Stellenverzeichnis sowie einen Index und ist angenehm zu lesen. Griechisches ist manchmal übersetzt, manchmal nicht. Ich habe kaum Druckfehler gefunden.

Aufbau und Beweisziel des Buches sind nicht immer klar. Doxographien hätten kürzer ausfallen können, um der Analyse zugrundeliegender Argumente mehr Raum zu geben. In jedem Fall wird man die Fülle der vorgetragenen Beobachtungen mit Gewinn studieren.

Arnd Kerkhecker

Luis Arturo Guichard: Asclepiades de Samos. Epigramas y fragmentos. Estudio introductorio, revisión del texto, traducción y comentario. Sapheneia 10. Peter Lang, Bern 2004. XXIV, 559 S.

Die überaus gründliche und gelehrte Arbeit fasst die gesamte bisherige Forschung zusammen und führt sie weiter (Bibliographie 497–523). Jeder Text ist mit kritischem Apparat, spanischer Übersetzung, Spezialbibliographie und Kommentar versehen. Die Einleitung (3–133) behandelt nicht nur Textgeschichte, Sprache und Metrik, sondern auch das Epigramm als literarische Gattung sowie die Beziehungen des Dichters zu Poseidippos von Pella, ein Thema, das durch den vor einigen Jahren veröffentlichten Mailänder Papyrus aktuell geworden ist. Die Verfasserfrage (A. oder P.), die sich bei sechs Epigrammen stellt, wird mit aller gebotenen Vorsicht erörtert: *Anth. Pal.* 5, 194 (vermutlich P., 385); 202 (vermutlich P., 391); 209 (Entscheidung unmöglich, 397); 12,17 (echtes *incertum*, 404); 77 (vermutlich P., 408); *Plan.* 68 (vermutlich P., 413). Dort, wo der Verf. ein Urteil wagt, scheint er sich für P. zu entscheiden, folgt also eher Page als Gow (der alle A. zuwies). Worin besteht der Fortschritt? Wir sind vorsichtiger geworden. Wenn man schon im Altertum nicht mehr wusste, wer der Verfasser war, kommt man offenbar auch heute mit den sorgfältigsten stilistischen und metrischen Beobachtungen nicht viel weiter. Guichard bespricht ferner einige Texte, als deren Autor eindeutig P. überliefert ist, die sich aber mit Dichtungen von A. berühren (166f.; 184f.; 227; 242f.; 274; 435f.; 443ff.). Somit ist die Arbeit auch ein wichtiger Beitrag zu P. und fördert das Verständnis der neuen wie der schon früher bekannten Texte.

Georg Luck

Sybille Ihm: Eros und die Distanz. Untersuchungen zu Asclepiades in seinem Kreis. Beiträge zur Altertumskunde 167. K.G. Saur, München 2004. 156 p.

The reader of this brief book should be aware of the author's advice on the first page that the scope of her work is not to provide a full-scale commentary but a "geschlossene Interpretation" of the epigrams attributed to Asclepiades. A detailed discussion of the many textual and literary problems involved in these texts is certainly not to be found here, but a historical and literary background for the interpretation of some of them. The book is divided into ten chapters, seven of which deal with the status of women in Asclepiades' epigrams. Ihm (I.) devotes more than the half of her book to reviewing the opposite views of Gow-Page and earlier scholars (most women represented in Asclepiades' poems are *Hetairai*) and Cameron (most of them are not); a third relevant contribution to this topic (Cairns, *Asclepiades and the Hetairai, Eikasmos* 9, 1998, 165–193) has been completely missed. I.'s collection of material on the status of prostitutes and *Hetairai* in the Hellenistic period is interesting, but does not solve by itself the interpretative problems of the epigrams. Much more discussion on every epigram and attention to the transmission of the text would have been needed. In a rather contradictory way, I. quotes some recent bibliography on Asclepiades but the text and German translation printed are mainly those of Beckby's 1957 edition (a second, revised edition, is not quoted in the bibliography); this leads her to serious mistakes and omissions, the most conspicuous of which is printing a *crux* in Asclepiades XII *HE* (*AP* 5. 145) (70) that has vanished thanks to *P. Oxy.* 3724, published in 1987 by Parsons; the papyrus confirms Schneidewin's conjecture, as highlighted by Hutchinson (*Hellenistic Poetry*, Oxford 1988, 268), Gigante (in M. Capasso, *Papiri letterari greci e latini*, Lecce 1992, 9), Gutzwiller (*Poetic Garlands*, Berkeley 1998, 142; a book quoted many times by I.), Handley (*Museum Helveticum* 53, 1996, 144), Pordomingo (in *Miscelánea C. Serrano*, Madrid 1999, 157), and Guichard (*Nova Tellus* 20, 2002, 35–50).

A general introduction to an author is always useful, but this is not the kind of work on Asclepiades needed at this time, this being the poet whose text is probably the most corrupted in the *Anthology*: after Gow and Page's landmark edition and commentary (1965), what is needed is further research on the textual transmission (specially the *apographa*), dialect problems and metrics. I.'s discussion of some epigrams – that of Asclep. XIV *HE* (*AP* 5. 167) (115–125) being probably the best – does give interesting insights and suggestions, but the book as a whole recalls surpassed works like Stella's *Cinque poeti dell'Antologia Palatina* (1949) or Garrison's *Mild Frenzy* (1978), in which there was a general (mainly thematical and literary) overview of the epigrammatists, but not a close examination of the texts.

Luis Arturo Guichard

Graham Zanker: Modes of Viewing in Hellenistic Poetry and Art. Wisconsin Studies in Classics. The University of Wisconsin Press, Wisconsin 2004. 223 S.

Ekphrasis als *locus* der Interaktion zwischen Dichtung und bildender Kunst ist seit einiger Zeit ins Forschungsinteresse einer interdisziplinär ausgerichteten Altertumswissenschaft gerückt. G. Zanker (Z.), ein ausgewiesener Hellenismus-Spezialist (*Realism in Alexandrian Poetry. A Literature and Its Audience*, London 1987), legt eine sehr ansprechend gestaltete (34 Abb.) und mit Vergnügen zu lesende Monographie vor, in der er den in der älteren Forschung beliebten Vergleich von Passagen der hellenistischen Dichtung mit zeitgenössischen Kunstwerken unter neuen Gesichtspunkten aufgreift. Ins Zentrum stellt er die Rolle der Rezipienten bei der Interpretation von Kunstwerken und die Mittel, durch welche die Kunstwerke selbst diesen Prozess manipulieren (Ch. 1). Z. identifiziert drei Arten, wie der Betrachter oder Leser in den Rezeptionsprozess einbezogen werden kann: «Full Presentation of the Image» (Ch. 2), d.h. das Kunstwerk selbst liefert den Kontext für die Interpretation, «Reader or Viewer Supplementation» (Ch. 3), d.h. der Rezipient muss den Kontext ergänzen, und schliesslich – nach Z. die innovativste Technik – «Reader or Viewer Integration» (Ch. 4), d.h. der Rezipient ist gewissermassen im Kunstwerk selbst repräsentiert. Z. geht dabei jeweils von der bildenden Kunst aus, deren Techniken das Auge der Produzenten und Rezipienten poetischer Texte für neue Darstellungsmöglichkeiten geschult hätten. Als Beispiele zieht er Texte aus allen Gattungen der hellenistischen Dichtung heran, von den Idyllen Theokrits über die *Argonautika* des Apollonios Rhodios und verschiedene Werke des Kallimachos bis zu den Mimiamben des Herondas und den Epigrammen des Poseidippos. Die letzten beiden Kapitel untersuchen die Praxis des «genre-crossing» und die emotionale Reaktion der Rezipienten, insbesondere auf die in den Stoffen der Werke angelegte Thematik von Erotik und Pathos. Als – unerhebliche – formale Kritik wäre einzig zu bemerken, dass die Trennung der verschiedenen Kategorien notwendigerweise künstlich ist und dazu führt, dass dieselben Kunstwerke mehrfach in verschiedenen Kapiteln behandelt sind. Da Z. eher Fragen aufwerfen als abschliessende Antworten geben will, fällt auch der mehrfach verwendete, m.E. zu pauschale Begriff «Schock» als Reaktion der Rezipienten auf die innovativen Tendenzen der hellenistischen Kunst nicht allzu stark ins Gewicht.

Annemarie Ambühl

Philippe Bobichon: Justin Martyr. Dialogue avec Tryphon. Edition critique, traduction, commentaire. Paradosis 47/1–2. Academic Press, Fribourg 2004. 1128 S.

Philippe Bobichon (B.) hat mit seiner Edition von Justins *Tryphon* ein höchst beeindruckendes, wenn auch mitunter etwas überladenes Werk vorgelegt. Die beiden umfangreichen Bände (Band 1 umfasst eine Einleitung sowie den griechischen Text mit französischer Übersetzung; Band 2 einen ausführlichen Kommentar) gehen auf eine an der Université de Caen eingereichte Dissertation zurück. Justins Dialog mit dem jüdischen Tryphon (ein Teil der Forschung sieht in ihm den aus dem Talmud bekannten Rabbi Tarphon) ist eine der wichtigsten frühchristlich-apologetischen Texte, wobei auch hier die Grenzen des Apologetik-Begriffs schnell spürbar werden: Justin, der paganer Herkunft war, kämpft des öfters mit denselben Mitteln wie seine nichtchristlichen Kontrahenten (B. bringt diese gelegentlich paradoxe Situation auf den Punkt: «Comment convaincre avec des arguments dont on dénie pour d'autres la valeur?» [125]).

Der Leser wird vorerst eingeladen, auf 180 Seiten sich ein Bild über den Text zu machen, der – wie B. überzeugend darlegt – strukturierter ist, als dies von der früheren Forschung behauptet wurde. Manches in diesem ersten Teil hätte gekürzt werden können, aber man ist später im Laufe der Lektüre für den Fleiss des Autors immer wieder dankbar: Denn hier wird eine philologisch und theologisch (weniger historisch) äusserst wertvolle Ausgabe des *Tryphon* vorgelegt, die nicht nur durch ihre Exaktheit, sondern vor allem auch durch den ausführlichen und wertvollen Kommentar besticht. B. hat den griechischen Text neu ediert und eine sehr lesbare französische Übersetzung verfasst. Zahlreiche Appendices (12!) und über 100 Seiten Index schliessen dieses imposante Werk ab.

René Bloch

Martin Ferguson Smith: Supplement to Diogenes of Oinoanda. The Epicurean Inscription. La Scuola di Epicuro Suppl. 3. Bibliopolis, Napoli 2003. 157 S.

Der vorliegende Supplementband zu Smiths (S.) magistralem *Diogenes of Oinoanda, The Epicurean Inscription* (Neapel 1993) bietet im wesentlichen eine überarbeitete Edition mit Übersetzung von elf Fragmenten, die von S. bei Ausgrabungen 1994 und 1997 gefunden wurden, sowie Korrekturen und neue Vorschläge zu 108 der 181 in der Edition von 1993 schon berücksichtigten Fragmente (63–140). Daneben finden sich eine bis 2003 nachgeführte Bibliographie (19–34), eine Zusammenstellung von Rezensionen und Antworten auf darin geäußerte Kritik (35–42), eine kritische Besprechung jüngerer Publikationen zu Diogenes von Oinoanda (43–56), Nachträge und Korrekturen zum Vorwort der Edition von 1993 (57–60), neue Vermessungsangaben (141–144) und ein korrigierter und ergänzter griechischer Index (147–156).

Der Band macht damit die neuen Fragmente, die zuvor schon in Artikelform erschienen sind (vgl. *Excavations at Oinoanda 1997. The New Epicurean Texts, Anatolian Studies* 48, 1998, 125–170, mit vollständiger photographischer Dokumentation und ausführlichem Kommentar), in handlicher Form zugänglich, diskutiert neuere Vorschläge anderer Forscher (darunter auch unveröffentlichte aus seiner Privatkorrespondenz) und integriert eigene Verbesserungen, die z.T. schon andernorts in Artikelform publiziert worden sind. Zu einigen Stellen findet sich auch Neues. Bemerkenswert sind etwa S.s neue Rekonstruktionen des Titels zur Physik (Frg. 1) und des Titels zur Abhandlung über das Alter (Frg. 137). Neue, mutige Rekonstruktionsversuche gibt es auch für die Fragmente 45, 114 und die ersten Zeilen des neuen Fragments NF 126. Ein Desiderat jedoch bleibt noch unerfüllt: es gibt keine Abzeichnungen der neuen Fragmente. (Die im Anhang gedruckten Photographien eines Teils davon sind oft nur schwer interpretierbar.)

Der Band stellt eine weitere Etappe des von S. seit über 30 Jahren engagiert verfolgten *work in progress* dar und ist – neben der Edition von 1993, einem ersten Supplementband mit Zeichnungen und Photographien (vgl. Österr. Ak. der Wissensch., Phil.-Hist. Kl. Bd. 251, Wien 1996) und der *editio princeps* der neuen Fragmente (vgl. oben) – grundlegend für das Studium von Diogenes von Oinoanda und unerlässlich für alle, die sich für den Epikureismus interessieren. Roland Wittwer

Evelyne Samama: Les médecins dans le monde grec. Sources épigraphiques sur la naissance d'un corps médical, Ecole Pratique des Hautes Etudes, Sciences historiques et philologiques III. Hautes Etudes du monde gréco-romain 31. Droz, Genève 2003. 612 p.

Après une brève introduction trois chapitres présentent de manière synthétique et bien articulée les multiples facettes qui composent la figure du médecin antique, caractérisent l'exercice de son *ars* et déterminent sa position au sein de la société. Pour rédiger ces trois chapitres si importants pour l'histoire médicale, Samama (S.) exploite la partie centrale de son ouvrage. Il s'agit d'un imposant corpus formé d'inscriptions grecques qui mentionnent un homme ou une femme ayant reçu le titre de médecin. Les inscriptions sont de divers types: 240 épitaphes, 138 dédicaces, 108 décrets et inscriptions honorifiques, 22 listes et catalogues, 12 textes juridiques et 5 religieux. Elles sont présentées en suivant un ordre géographique, puis chronologique. Chacune est d'abord soigneusement décrite. Viennent ensuite une bibliographie spécifique, puis le lemme, le texte grec et sa traduction en français, ainsi qu'un commentaire détaillé, rigoureux et savant (langue; onomastique; questions institutionnelles, géographiques et historiques). En constituant ce corpus, S. offre aux historiens de la médecine une mine d'informations précieuses. On aurait pu encore les enrichir en établissant des appareils critiques, en précisant si l'accès aux inscriptions a été direct (originaux, photos) ou indirect (publications antérieures) et en indiquant si les traductions sont reprises ou originales. Le corpus est précédé d'une «Liste des textes», qui fournit une utile vision d'ensemble et qui aurait été avantageusement complétée par une table de correspondances avec les recueils de référence (ex. *IG, CIG*), ainsi que d'une «Table des abréviations et des principaux titres cités en abrégé» pratique. Les trois chapitres initiaux, tout comme le corpus des inscriptions, sont suivis d'une liste de «Notes complémentaires» dont la consultation aurait été grandement facilitée si elles avaient figuré en bas de page. L'ouvrage se clôt par trois «Annexes» («Dubia et delenda»; «Statistiques» [types d'inscription, répartition chronologique et géographique]; «Bilan régional»), une «Bibliographie sélective» qui ne retient que les titres

majeurs, alors que le dépouillement a dû être titanesque, et des «Indices» («Verba potiora»; «Transcriptions du latin»; «Notabilia uaria, Nomina medicorum»). Enfin, la «Table des matières» aurait mieux reflété la richesse de l'ouvrage, si elle avait été plus détaillée en reprenant l'ensemble des sous-chapitres. Il ne s'agit là tout au plus que de quelques imperfections qui sont le tribut à payer lorsque l'on entreprend un projet de ce type. Mais elles sont sans influence sur la qualité et l'utilité de cet ouvrage.

Brigitte Maire

Galien: Systématisation de la médecine. Texte grec et traduction annotée, précédés d'études introductives. Ouvrage collectif sous la direction de *Jacques Boulogne & Daniel Delattre*. Presses Universitaires du Septentrion, Villeneuve d'Ascq 2003. 250 p.

Parmi les nombreux traités de Galien qui restent encore à éditer, mais aussi à traduire, c'est au Πρὸς Πατρόφιλον περὶ συστάσεως ἰατρικῆς (*De constitutione artis medicae ad Patrophilum*) [= *camP*] que Jean-Paul Dumont († 1993) et son équipe ont choisi de s'intéresser. Leur choix repose sur le fait que c'est dans ce traité que Galien «structure le plus fortement son savoir» (10). Le texte grec est, pour l'essentiel, celui de S. Fortuna (*Corpus Medicorum Graecorum [Galeni De constitutione artis medicae ad Patrophilum, V,1,3, Berlin 1997]*). Les auteurs n'ont pourtant pas hésité à proposer des options textuelles qui leur sont propres. L'apparat critique est réduit. Le principal apport de cet ouvrage est double: il fournit la première traduction française de ce traité et propose diverses études thématiques. Après un chapitre consacré à dresser un (trop ?) bref bilan sur «Galien et son œuvre» (11–17) rédigé par D. Delattre, J. Boulogne expose (19–27) en quoi consiste l'opération intellectuelle appelée par Galien σύστασις, terme qu'il traduit par «systématisation», et analyse ses diverses occurrences pour les répartir en cinq catégories. Ch. Darras met en lumière la logique et la méthode mises en œuvre par Galien qui portent tant sur le contenu que sur sa présentation (29–43). D. Delattre s'intéresse aux «Précisions et «hésitations» terminologiques présentes dans le *camP*» (44–47) et rend compte des efforts consentis par Galien au niveau du lexique médical et de son adéquation avec les réalités ou les concepts qu'il désigne. L. Bescond et B. Joly dans «Les références philosophiques dans le *camP*» (49–62) s'intéressent aux liens existant entre médecine et philosophie: Galien est le premier médecin qui, après avoir posé un regard critique sur la démarche philosophique en tant qu'historien de la philosophie, a voulu «aligner le statut de la médecine sur le modèle théorique de la philosophie». V. Boudon propose un examen passionnant de «La place de la médecine à l'intérieur de la classification des arts dans le *camP*» (62–86). D. Béguin s'intéresse aux «Enjeux et formes de la systématisation de la médecine dans le *camP*» (87–108). J. Boulogne et D. Delattre fournissent dans «Contenu et composition du *camP*» (109–119) un sommaire très utile du traité dont deux caractéristiques sont commentées («Exemples structurants» et «Digressions») et qui se termine par un tableau synoptique pratique. S. Fortuna dresse de manière rigoureuse «l'Histoire de la transmission et établissement du texte du *camP*» (121–132). Le livre se clôt par une «Bibliographie sélective» qui résulte d'un choix bienvenu dans l'abondante et foisonnante bibliographie galénique. On tient là, à l'évidence, un livre excellent. Une présentation soignée met bien en valeur le contenu qui se distingue à la fois par la rigueur et le souci du détail avec lesquels il a été élaboré que par la multiplicité et la richesse des regards et des analyses.

Brigitte Maire

Pedanius Dioscurides aus Anazarba: Fünf Bücher über die Heilkunde. Aus dem Griechischen übersetzt von *Max Aufmesser*. *Altertumswissenschaftliche Texte und Studien* 37. Georg Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2002. 364 p.

Après la table des matières et une liste des abréviations, l'ouvrage débute par une bibliographie succincte. Elle rassemble divers titres centrés pour la plupart sur la langue, la botanique, Dioscoride ou, plus généralement, sur la médecine par les plantes. On trouve ensuite une liste des «Poids et mesures» (établie «nach Berendes»). Viennent ensuite deux avant-propos. Le premier est celui du présent ouvrage. Il livre sur un ton bien pensant des considérations assez générales, fruit d'une vision quelque peu obsolète, et qui n'entretiennent qu'un rapport assez lointain avec la *Materia medica*. Le second avant-propos reprend à la lettre le texte d'introduction d'un ouvrage antérieur (*Etymologische und*

wortgeschichtliche Erläuterung zu «*De materia medica*» des Pedanius Dioscurides Anazarbeus, Hildesheim 2000). Ces deux avant-propos auraient dû à l'évidence être repris pour ne former qu'un texte unique. Il s'agit de la seconde traduction en allemand, après celle de Julius Berendes (Stuttgart 1902). Aufmesser (A.) se distingue de son devancier en évitant diverses expressions malheureuses concernant notamment le vocabulaire nosologique antique. A. a raison de souligner les difficultés rencontrées dans l'identification des simples: elles résultent en partie de la méthode employée par Dioscoride qui procède le plus souvent par comparaison avec d'autres plantes, sans pour autant donner les signes distinctifs indispensables à leur identification. Par ailleurs, la nature et la langue ont évolué depuis l'Antiquité si bien que, même si le nom est identique, il est fort probable qu'il ne désigne plus la même simple. Malgré cela, A. s'est efforcé de restituer au mieux la langue et les expressions de Dioscoride en restant aussi proche que possible du texte grec, tout en évitant les anachronismes et en offrant un texte agréable à lire pour un public composé aussi bien de lettrés que de médecins. Divers indices utiles viennent clore cet ouvrage qui figurera en bonne place dans sa bibliothèque.

Brigitte Maire

Adam Nicholas Bartley: **Stories from the Mountains, Stories from the Sea.** The Digressions and Similes of Oppian's *Halieutica* and the *Cynegetica*. Hypomnemata 150. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2003. XII, 342 S.

Dass neben dem anhaltenden Interesse für die Zweite Sophistik nun auch die kaiserzeitliche Dichtung wieder die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ist begrüßenswert. Oppians Lehrgedicht über den Fischfang (*Halieutica*) und das ihm zugeschriebene über die Jagd (*Cynegetica*) gehören zwar noch nicht zur Pflichtlektüre im Studium der Klassischen Philologie, doch sind die «Proben reizvoller Kleinmalerei» (Keydell) geeignet, den literarisch-künstlerischen Zeitgeschmack zu erklären und den poetischen Vorbildern nachzuspüren, von welchen sie im illustrativen Beiwerk zehren. Der gefällige Titel der Studie macht also neugierig. Insgesamt werden 31 Digressionen und 52 Gleichnisse untersucht. Die Präsentation folgt einem festen Schema: Kurzeinleitung über Thema, Struktur, mögliche Vorbilder und deren Variation; daran schließt sich ein knapper, hauptsächlich sprachlich ausgerichteter Kommentar an, der die möglichen Inspirationsquellen beleuchten soll. Obwohl manches darin nicht den Eindruck einer durchdachten Exegese erweckt, bilden die zusammengetragenen Parallelen eine solide Ausgangsbasis für eine literarische Würdigung der Gleichnisse und Digressionen sowie für deren Einordnung in die rhetorische und epische Tradition der Kaiserzeit. Diese Arbeit bleibt freilich noch zu leisten. Zwar werden in der Gesamteinleitung und im Schlusswort beide Aspekte berührt, aber im Gegensatz etwa zu R. Keydells mustergültiger Quellenanalyse *Oppians Gedicht von der Fischerei und Aelians Tiergeschichte* (*Hermes* 72, 1937, 480–510) kommt der Verf. über allgemeine und trotz reicher Materialsammlung unspezifiziert bleibende Bemerkungen nicht hinaus. Angesichts der ernüchternden Feststellung «in the absence of documentary evidence to show that the Greek authors of this period were familiar with at least some aspect of Roman verse, any argument could only be conducted on the basis of a 'balance of probabilities'» (303) wird man dem angeblichen Nachweis des Einflusses römischer Epik auf die *Halieutica* und die *Cynegetica* weiterhin skeptisch gegenüberstehen.

Margarethe Billerbeck

Anthony Kaldellis: **Procopius of Caesarea.** Tyranny, history, and philosophy at the end of antiquity. University of Pennsylvania Press, Philadelphia 2004. 320 S.

Prokop hat in den letzten Jahren wieder vermehrt die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nachdem grundlegende Arbeiten von O. Veh, B. Rubin und zuletzt – und für das Verständnis Prokops besonders wichtig – 1985 (repr. 1996) von Averil Cameron den Weg bereitet haben. So setzen sich im deutschsprachigen Raum D. Brodka (2004) und M. Meier (2003) mit ihm auseinander. Kaldellis (K.) stellt sich mit seinem Buch in den amerikanisch-englischsprachigen Kontext, in dem er sich aber von einer angeblich mit E. Gibbon einsetzenden und über C. Mango zu A. Cameron führenden «britischen» Interpretation distanziert und dieser gegenüber eine revisionistische Position entwickelt, welcher er den Klassizismus Prokops auf das Banner geschrieben hat. Das Buch bietet eine spannende Lektüre – wie in einem Essay gibt es griffig formulierte klare Thesen, die nicht selten auch mit Zitaten

aus modernen Klassikern der Geistesgeschichte unterstrichen werden. Die Hauptargumente begleiten textnahe Analysen, die trotz der polemischen Profilierung durchaus vorhanden sind. Prokop sei kein Christ und kein Vertreter der senatorischen Oberschicht – nicht einmal die Zugehörigkeit zu neuplatonischen Kreisen wird untersucht. K. lehnt es ab, Verwurzelungen in religiösen und gesellschaftlichen Gruppen herauszuarbeiten und setzt unhistorisch ganz auf die Einordnung in eine von ihm skizzierte geistig-literarische Heimat. In Prokop will er den Anhänger Platons sehen, der die traditionellen hellenistischen Werte auch in der schwierigen Zeit Justinians aufrecht erhalten habe. Zu verstehen sei er nur, wenn man die literarische Gestaltung seines Werkes, seine Anknüpfung an Thukydides, seinen Klassizismus und die hierbei verwendete intertextuelle Sprache wahrzunehmen und zu würdigen vermöge. Von daher erkläre sich Prokops Unabhängigkeit, seine Humanität, sein mit Hilfe einer narrativen Strategie entwickeltes Geschichtsbild, seine konsequente Kritik an der Tyrannei Justinians, bei der freilich einschränkend zu bemerken wäre, dass Prokops spätes und enkomiaistisches Werk *Die Bauten* zu einer solchen Charakterisierung quer steht. Beat Näf

Francesca Schironi: I frammenti di Aristarco di Samotracia negli etimologici bizantini. Hypomnemata 152. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004. 615 S.

Das Studium der griechischen Grammatiker und der Scholienliteratur hat in jüngerer Zeit wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen und dabei auch unter dem wissenschaftlichen Nachwuchs das Interesse auf sich gezogen. Ein sichtbares Zeichen dafür ist vor allem das von Franco Montanari initiierte Projekt *Lessico dei grammatici greci antichi* (LGGA), welches bereits als «work in progress» im Internet abrufbar ist. Ebenfalls auf seine Anregung hin als tesi di laurea an der Universität Pavia begonnen, stellt der hier anzuzeigende stattliche Band die in Oxford gereifte Frucht intensiver Forschung dar. Die Sammlung der rund 70 Fragmente aus den byzantinischen Etymologika (Et. Genuinum, Et. Magnum, Et. Symeonis mit der Μεγάλη Γραμματική und Lexikon des Ps.-Zonaras) ergänzt nicht bloss unsere Kenntnis vom Werk des grossen alexandrinischen Philologen, wie sie besonders aus den Homerscholien und den Homercommentaren des Eustathios von Thessalonike bisher zusammengetragen worden ist. Der detaillierte, gelehrte und dennoch leserfreundlich gestaltete Kommentar bietet vielmehr über das jeweilige Zeugnis Aristarchs hinaus einen Einstieg in das Studium der hellenistischen Textkritik und der exegetischen Methode, welche in der gelehrten Tradition in Byzanz einen ehrwürdigen Niederschlag gefunden hat. Der Entscheid, ein aristarchisches Zetema durch alle Gewährtexte zu verfolgen, ist begrüssenswert. Denn erst so erschliessen sich dem Leser die Abhängigkeiten der byzantinischen Lexika voneinander und wird der textliche Verdünnungsprozess bis in die Epitomen hinein verständlich. Noch 1990 meinte Klaus Alpers «die griechische Lexikographie des Altertums und des byzantinischen Mittelalters [...] sei] eine Art Dschungel, in den sich auch die meisten klassischen Philologen nur sehr ungern hineintrauen und in dem manch einer, der sich ohne nötige Vorbereitung und Führung durch Spezialisten hineingewagt hatte, kläglich gescheitert ist». In diesen Urwald haben *I frammenti di Aristarco* nun eine helle Lichtung geschlagen.

Margarethe Billerbeck

Claude Calame/Roger Chartier (éds.): Identités d'auteur dans l'Antiquité et la tradition européenne. Jérôme Millon, Grenoble 2004. 198 p.

La notion d'auteur, dont les variations complexes accompagnent la constitution de la tradition européenne, invite à confronter différents moments de son histoire. Partant du texte «Qu'est-ce qu'un auteur?» de M. Foucault (1969), ce volume aborde les manifestations de la «fonction-auteur» dans diverses compositions en relation avec leur contexte. Après un article introducteur de C. Calame, qui étudie jusqu'à l'époque classique les procédures grecques de signature et de citation en insistant sur la dimension énonciative, cinq couples d'études présentent le point de vue d'un antiquisant et la réaction d'un moderniste. Dans un champ d'investigation aussi vaste, l'exhaustivité est hors de portée. Toutefois, si les articles-réponses donnent de l'époque moderne un reflet forcément éclaté, le tableau antique se révèle dans l'ensemble cohérent, bien qu'il fasse la part belle à la Grèce pré-alexandrine. Pour entamer par la fin la revue de ces diptyques, la latinité est représentée par F. Dupont, qui voit dans la 2^e *Bucolique* de Virgile une triple création fictionnelle de l'auteur; dans sa réponse, Chr. Jou-

haud souligne en particulier le rôle d'*auctores* de l'identité des auteurs que les patrons-dédicataires gardent au moins jusqu'au XVII^e s. La contribution de Chr. Jacob, relative à la construction bibliographique de l'auteur chez Athénée, ne se contente pas d'illustrer les jeux d'autorité et de polyphonie dans l'encyclopédie antique, mais comble aussi une lacune en donnant un aperçu du moment essentiel de la création et du catalogage des corpus par les érudits alexandrins; en prolongement, J.-M. Chatelain montre comment la fiche de lecture, d'outil d'indexation d'un lieu commun à usage rhétorique, devient au XVIII^e s. instrument de reconnaissance d'un auteur comme figure d'une culture. Le centre du volume est occupé par le discours philosophique: à l'artifice du dialogue qui, comme l'analyse A. Laks, permet à Platon de ne pas parler en son propre nom, D. Ribard compare l'anonymat grâce auquel les auteurs philosophes de l'époque moderne évitent le discrédit, voire la condamnation pour s'être démarqués de la philosophie institutionnelle des autorités. Plus anecdotique est la paire précédente: dans l'écart infime séparant deux variantes attestées d'une même épigramme, J. Svenbro décèle un possible indice de l'arrogance censurable du général Pausanias qui se pose en auteur-dédicant à la 1^{re} plutôt qu'à la 3^e personne; pour sa part, A.-M. Christin propose une réflexion sur la matérialité de l'écriture entre son adaptation à l'oralité grecque et la révolution de l'imprimerie, qui assigne aux blancs une fonction et modifie le rapport entre texte et image. Enfin, la série s'ouvre sur une étude consacrée par G. Nagy aux passages des *Vies* d'Homère présentant le poète en train de réciter des chants improvisés ou composés par écrit en tant que témoignages de différents moments de réception de la poésie homérique; relevant dans la tradition européenne diverses analogies, notamment dans la supériorité accordée à la composition orale ou dans le lien entre création poétique et récit, R. Chartier – à l'image du volume – laisse ouverte la question de savoir s'il s'agit de références antiques ou de rapports indirects. De ce stimulant dialogue des anciens et des modernes, le lecteur ressort avec la soif d'une vision sinon plus continue, du moins plus évolutive de cette notion-clé.

Olivier Thévenaz

Tomas Hägg: Parthenope. Selected Studies in Ancient Greek Fiction (1969–2004). Edited by Lars Boje Mortensen & Tormod Eide. Museum Tusulanum Press, Kopenhagen 2004. 493 S.

In diesem Band sind insgesamt 23 Aufsätze und Rezensionen aus der Feder des renommierten schwedischen Romanforschers Tomas Hägg versammelt. Die Herausgeber widmen ihm das Buch als einem Freund, Wissenschaftler und Wohltäter am gemeinsamen Departement der Universität Bergen. Über die hohe Qualität von Häggs Beiträgen zum griechischen Roman, von denen die wichtigsten für diesen Sammelband ausgewählt wurden, muss hier nichts mehr gesagt werden. Ich führe deshalb nur einiges an, was das vorliegende Buch als solches auszeichnet. In allen Beiträgen sind die Seitenangaben des Originals als Marginalien zum fortlaufenden Text hinzugefügt, so dass das Auffinden von Zitaten gewährleistet ist. Zu Aufsätzen über den frühen griechischen Roman (Chariton, Xenophon von Ephesos, *Parthenope*) kommen einer über Heliodor und zwei, die sich mit dem Randgebiet von Roman und Biographie befassen, nämlich mit der anonymen Äsop-Vita und mit Philostrats *Leben des Apollonios von Tyana*. Die Studie zu Philostrat wird hier erstmals publiziert. Den bekannten Aufsatz über die Frage der Vollständigkeit des Texts von Xenophon von Ephesos (*Die Ephesiaka des Xenophon Ephesios – Original oder Epitome*, C&M 27, 1966, 118–161), hat der Autor bibliographisch ergänzt und ins Englische übersetzt, da er seiner Ansicht nach bisher wohl mehr zitiert als gelesen wurde (10). Eine vollständige Bibliographie der Werke Häggs gibt einen Einblick in sein reiches Schaffen. Besonders wertvoll ist der abschliessende Index des Bandes. Erwähnenswert ist noch das statt eines Vorworts vorangeschickte und gewinnend verfasste «Memoir», in dem Hägg auf die oft unerwarteten Wendungen seiner Karriere als Forscher zurückblickt und seine Beschäftigung mit dem griechischen Roman in Bezug zu seinen anderen wissenschaftlichen Interessensgebieten setzt. Zu diesen gehört u.a. die Biographie, und der Autor merkt selbst an (28), dass sein Rückblick ein praktischer Versuch darin ist. Häggs *Parthenope*, benannt nach der Heldin jenes Romans, zu dem er wohl seine originellsten Studien lieferte, ist um einiges mehr als die Summe der einzelnen darin gesammelten Beiträge und eine willkommene Ergänzung für die Freunde des griechischen Romans und seiner Randgebiete.

Stefan Tilg

Peter Kruschwitz: Terenz. Studienbücher Antike 12. Georg Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2004. 240 S.

Für die Reihe *Olms Studienbücher Antike* hat Peter Kruschwitz (K.) eine Monographie zu Terenz verfasst. Einer Einleitung zu «Leben und Zeit» (von 15 Seiten) folgen detaillierte Inhaltsangaben und Analysen der sechs Komödien (von 134 Seiten), sodann sechs Sachkapitel «Prologe, Periochae und Didascaliae», «Technik», «Ästhetik» (mit einem, allerdings dürftigen, Abschnittchen zu Metrik und Musik), «Komödienfiguren und Menschenbild», «Vorgänger und Vorbilder», «Nachleben» (von 52 Seiten), dazu ein Literaturverzeichnis mit knapp 300 Titeln und ein kurzes Register. Der Verf. kennt die Sekundärliteratur ausgezeichnet und begleitet seine Darstellung sorgfältig mit Hinweisen auf die Forschungslage (auch auf die alten, ungelösten Probleme der Analyse von Vorbild und Nachschöpfung). K. beschränkt sich nicht auf einen kritischen Forschungsbericht (der hie und da, etwa gegenüber E. Lefèvre, hyperkritisch ausfallen kann), sondern er versucht, die Leistung des Dichters eigenständig zu würdigen: besonders gut im Falle der *Andria* («realistischere Darstellung des Geschehens», 50), beim Problem der Patronage im *Eunuchus* (94) und beim Aufweis eines Fiaskos der «Widernatürlichkeit» im *Phormio* (116). Fehler und Versehen sind selten (ausg. 60–61; ergötzlich 209: Handschriften aus dem «9. Jh. v. Chr.»). Trotz allen Forscherfleisses und guter Informationen für Anfänger und Fortgeschrittene bleibt die vom Verlag verordnete Beschränkung auf Übersetzungen unbefriedigend: Kein einziger Vers des Dichters wird im Originalwortlaut (mit seiner Musikalität) vorgeführt und interpretiert. Kann man tatsächlich ohne jegliche Lateinkenntnisse Zugang zu einem Dichter wie Terenz finden?
Heinrich Marti

L'annalistique romaine. Tome III. L'annalistique récente. L'autobiographie politique (fragments).

Texte établi et traduit par *Martine Chassignet*. Les Belles Lettres, Paris 2004. 297 S.

Der dritte und letzte Band dieser Budé-Reihe umfasst republikanische römische (im weiteren Sinne) Historiographen des 1. Jh.s v. Chr. Es werden nicht nur Annalisten im strengen Wortsinn berücksichtigt – die Bezeichnung «annalistique» ist deswegen schon kritisiert worden, sie ist aber als Umschreibung für «historiographie romaine républicaine» gewiss etabliert genug.

Der Band besitzt alle Tugenden der Tomes I et II: eine «Introduction», in der Werke und Autoren sehr klar umrissen werden (samt dem legitimen Verzicht auf eine biographische Skizze zu Sulla) und die zugrunde liegenden Argumentationen in den Fussnoten ihren Platz haben, einen umfassenden «Conspectus siglorum» aller Quellenaufgaben, eine Konkordanz mit den Fragment-Ausgaben von Peter und (für Rutilius Rufus) Jacoby sowie Editionen einzelner Autoren, schliesslich die bei Budé üblichen «Notes complémentaires» zu Personen, Realien, Sprachlichem, mit weiterführenden Literaturangaben sowie Parallelüberlieferung. In allen Teilen ist Ch. in Urteilen und Formulierungen nüchtern, sehr klar und nie spekulativ, auch wenn sie fremde Spekulationen vermerkt.

Sehr benutzungsfreundlich ist auch die Beigabe der Peter-Nummerierung zu den einzelnen Fragmenten – Ch.s Auswahl und Textgestalt unterscheidet sich auch im dritten Band gelegentlich beträchtlich von denjenigen Peters, weshalb die Benutzung beider Ausgaben nebeneinander sicher instruktiv bleiben wird; dass Ch.s Edition die Beschäftigung mit der älteren römischen Historiographie allein schon dank den beigegebenen Übersetzungen enorm erleichtert, bestätigt sich mit diesem abschliessenden Band noch einmal sehr nachdrücklich.
Samuel C. Zinsli

M. Terenti Varronis Fragmenta omnia quae exstant. Pars II: De vita populi Romani libri IV. Collegit recensuitque *Marcello Salvatore*. Bibliotheca Weidmanniana IV. Georg Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2004. 154 p.

«Non c'è ancora una moderna edizione complessiva dei frammenti di Varrone». Telle était l'affirmation que Salvatore (S.) plaçait en ouverture de son premier volume consacré au plus urgent des *fragmenta noua uel praetermissa*. Conscient des importants problèmes d'allocation que présentent des fragments d'origine presque exclusivement nonnienne et homogène, mais très difficiles à classer organiquement, l'auteur fournit une édition de son matériel conforme à la doctrine mis en œuvre dans son précédent volume. Plus encore cependant que dans celui-ci, l'encadrement contextuel est fortement valorisé. Cet encadrement est non seulement celui du texte matrice, mais aussi des textes affé-

rents où se repère, ou se pressent, une influence varronienne. L'*habitus* du recueil en arrive ainsi à rappeler très fortement celui du recueil des fragments suétoniens autrefois établi par Reifferscheid, et malheureusement présente comme celui-ci l'inconvénient de diluer la substance authentiquement varronienne en une masse peu différenciable où le présumé le dispute à l'indéniable. Si cette large ouverture contextuelle fait la supériorité du recueil établi par S., elle ne suffit cependant pas à rejeter dans l'obsolescence celui, plus ancien (1939), de Ripsati qui est à la fois un recueil de fragments mais aussi une monographie sur le *De uita*, ce que l'ouvrage ici présenté ne se veut pas être. On lira avec intérêt le chapitre intitulé «La tradizione dei frammenti varroniani *De uita populi Romani*» (5–23) où l'on trouvera, outre les attendues considérations doctrinales sur l'ordonnancement proposé, une discussion très serrée de la «Lex Lindsay» selon laquelle Nonius aurait utilisé mécaniquement ses sources. On appréciera les considérations sur le travail de Nonius, on déplorera cependant le silence sur celui de Varron. Il n'est pas le lieu ici d'examiner plus en détail la substance de ce livre qui vaut par le systématisme de la série qu'il prolonge et l'«aggiornamento» qu'il propose d'une matière peu mais longtemps étudiée, et qui pourtant n'éloignera en rien le recueil de Ripsati de nos tables de travail.

Carole Fry

Ciro Monteleone: La «Terza Filippica» di Cicerone. Retorica e regolamento del senato, legalità e rapporti di forza. Biblioteca della Ricerca. Philologica 4. Schena Editore, Fasano 2003. 533 S., 12 Abb., 1 Karte

Die *Philippischen Reden* verbinden schon von ihrem Namen her die beiden bedeutendsten Redner Griechenlands und Roms. Während aber die Reden des Demosthenes in den letzten Jahren zunehmend angemessene, für die *Kranzrede* geradezu monumentale Kommentare zu erhalten beginnen, ist für die Reden Ciceros noch erstaunlich viel zu tun. So ist es erfreulich, dass Monteleone (M.) nunmehr einen Kommentar für die dritte Philippica vorlegt, mit der Cicero am 20. Dezember 44 v. Chr. den Kampf gegen Antonius recht eigentlich eröffnete, indem er den Senat zur Anerkennung der eigenmächtigen Handlungen des Decimus Brutus, vor allem aber des jungen Octavian bewog.

Dem Text und der Übersetzung (14–45) folgen nützliche Anmerkungen zu Sachfragen und zu stilistischen Problemen (47–103), dann aber unter der Überschrift «Postfazione: La genesi ideologica e politica della Terza Filippica» eine breite Darstellung des literarischen Werkes Ciceros seit 47 und der politischen Entwicklung des Jahres 44 (105–400), bis endlich die dritte Philippica selbst in ihrer Struktur untersucht wird (401–459). Die eigenwillige Anlage des Werkes macht es nicht nur unnötig umfangreich, sondern leider auch unübersichtlich (wenngleich es ein Stellen- und ein Namen- und Sachregister gibt). So erfährt der Benutzer etwa zu den Bezügen zwischen 3,5 und dem Eingangssatz der *Res Gestae* nichts im Kommentar, folgt er aber – auf Grund von Vorwissen – dem Hinweis in Anm. 21 auf S. 432f. mit Anm. 1057, dann findet er dort reiches Material. Nützlicher wäre die Einarbeitung der relevanten Gesichtspunkte aus dem grossen mittleren Kapitel in den Kommentar gewesen, wobei der ersparte Platz zu einer Kommentierung der kurzen, sachlich eng zusammenhängenden vierten Philippischen Rede hätte genützt werden können.

Gleichwohl bietet M. für den geduldigen Leser einen kenntnisreichen Kommentar, der für die weitere Beschäftigung mit der dritten Philippica sehr hilfreich sein wird.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

Moretum. Introduzione, testo, traduzione e commento a cura di *Carmela Laudani*. Studi Latini 52. Loffredo, Naples 2004. 133 p.

Le *Moretum* est de ces textes que l'on a tort de ne pas lire. *Epyllion* un peu didactique, un peu eclogal et très alexandrin, il se distingue par une *inuentio* où se mélangent les genres, une *dispositio* où le tableautin idyllique se mêle délicieusement au didactisme culinaire, et une *elocutio* où la technique le cède souvent à un charme bien réel. On aura compris que c'est avec ravissement que la soussignée aura comblé une lacune revendiquée de sa culture générale de latiniste. Par son petit livre de facture très classique, Laudani (L.) met très consciencieusement en valeur les *uirtutes* du poème. Dans son introduction, (9–45) elle distingue d'abord la richesse et la sophistication lexicale du texte et son étrange abondance en métaphores militaires, puis, sous-estimant l'importance de la stylisation et de

l'exercice littéraire, elle s'interroge un peu vainement sur la réalité sociologique d'une vie agreste très artificieusement décrite. Continuant à s'étonner d'un décalage entre sa description littéraire et une présumée réalité agricole sous-jacente, elle se livre ensuite à un certain nombre de considérations sur la technique littéraire de l'auteur, puis, après avoir énuméré les arguments qui permettent de situer l'œuvre entre 8 et 25, elle aborde enfin le *Nachleben* de l'œuvre, auquel elle consacre 24 pages érudites et intéressantes. Un texte critique accompagné de sa traduction fait tôt place à un commentaire détaillé (61–107) et d'une facture assez traditionnelle pour garantir son lecteur de toute inconnance mais aussi de toute surprise. On y trouvera ainsi autant la nécessaire explication de *realia* souvent inconnus, mais aussi les explications possibles d'une intertextualité peu visible, ainsi que d'éparses considérations sur un *usus auctoris* qui l'on aurait voulu synthétisé en portrait d'une personnalité littéraire, sûre maîtresse d'un art de l'artificialité, que L. ne brosse pas. Une substantielle «Nota critica» (109–123) ainsi qu'une abondante bibliographie concluent ce petit livre, fruit utile d'une *labor improbus* aussi propre que conforme.

Carole Fry

R. G. M. Nisbet/Niall Rudd: A Commentary on Horace: Odes. Book III. Oxford University Press, Oxford 2004. 389 S.

1970 und 1978 sind die Kommentare von R. G. M. Nisbet und M. Hubbard (N.–H.) zum ersten und zweiten Buch der *carmina* des Horaz erschienen und schnell zu unverzichtbaren Standardwerken geworden. Der Wunsch nach einer Fortsetzung war gross. Mit Niall Rudd hat Robin Nisbet nun auch das dritte Buch kommentiert. An der bewährten Anlage hat sich nichts geändert. Zu jeder Ode finden sich Kurzbibliographie, Paraphrase, Gesamtinterpretation und Einzelerläuterungen (im Umfang von je sechs bis 26 Seiten). Am Ende werden ein Namens-, Wort- sowie ein (knapper) Sachindex geboten. Die zwölfseitige «General Introduction» ist an den Themen des dritten Buches orientiert (der Rückgriff auf die Einleitung von N.–H. 1970 wird empfohlen). Gegenüber moderner Literaturtheorie zeigen sich die Verf. skeptisch (vgl. XXIVf.: «The meaning of the author», XXVI: «Person and persona»), was sich im oft fraglos vorausgesetzten Realitätsbezug der Gedichte niederschlägt (vgl. z.B. 173f. die Überlegungen zum Alter des Böckleins in c. 13). Zu den besonderen Stärken des Kommentars gehören die Darstellung der literarischen Tradition, die Motivforschung (von der Antike bis zur neueren englischen Literatur) und die scharfsichtigen Beobachtungen zum Sprachgebrauch. Der gesamte Text ist in den Lemmata erfasst und gewissermassen neu ediert: Die Verf. schliessen sich teils der Ausgabe von Borzsák (z.B. 3,34 *discere*), teils der von Shackleton Bailey (z.B. 4,46 *umbras*) an oder weichen von beiden bzw. den Hss. ab, wenn sie sich etwa mit Bentley für das von Glareanus konjizierte *damnatam* (3,23) entscheiden oder *cruces* setzen (z.B. 4,10; 6,11). Auch zwei von Nisbets Konjekturen erscheinen im Text (1,42 *Sidone*; 26,6 *lurida*), weitere 30 werden vorgeschlagen und besprochen. Anders als N.–H. signalisieren die Verf. Meinungsunterschiede in Fragen der Textkritik und Interpretation und beziehen den Leser so in ihre Diskussion mit ein. Die Abkürzung der Namen durch die Initialen RN und NR ist dabei etwas verwirrend, und manche – trotz des wohlthuend komprimierten Kommentarstils – lange Erörterung hätte vielleicht an einem anderen Ort gebracht werden können (vgl. z.B. 92 zu 5,37f.). Insgesamt bekommen wir mit dem vorliegenden Kommentar, was wir wünschten: einen umfassenden, fundierten und ebenso anspruchsvollen wie anregenden Begleiter für das Studium des dritten Odenbuches.

Petra Schierl

Chrysanthe Tsitsiou-Chelidoni: Ovid Metamorphosen Buch VIII. Narrative Technik und literarischer Kontext. Studien zur klassischen Philologie 138. Peter Lang, Frankfurt am Main 2003. 503 S.

Tsitsiou-Chelidoni untersucht in ihrer umgearbeiteten Dissertation (1999: *In nova corpora mutatae formae: Struktur und Funktion der Erzählung im achten Buch der Metamorphosen Ovids*) auf Anregung von M. v. Albrecht (27) Mikro- und Makrostruktur des achten Buches der *Metamorphosen* Ovids. Ausgehend von einer präzisen Lektüre des Textes stellt die Autorin Beobachtungen zu Sprache, Struktur und Inhalt in einer Art fortlaufendem Kommentar dar, wobei die Fülle an Details und die Liebe zum Exkurs bisweilen an Ovids *Carmen perpetuum* selbst mahnt. Besonderes Augenmerk legt Tsitsiou-Chelidoni auf Ovids narrative Technik zur Schaffung von Kontinuität und Kohärenz bei

der Gestaltung der Übergangspartien von Buch zu Buch respektive zwischen den einzelnen Erzählungen des achten Buches.

Während das erste Kapitel zur Mikrostruktur (33–361) in überzeugender Weise inhaltliche und sprachliche Parallelen zu verschiedenen anderen antiken Autoren und zu den übrigen Werken Ovids aufzeigt, wobei die Autorin ihre umfassende Kenntnis der Forschungslage beweist (siehe dazu auch die Bibliographie 445–492), vermisst man im zweiten (deutlich kürzeren) Kapitel zur Makrostruktur (363–418) den Mut zur Synthese. Die Autorin beschränkt sich auf die Aufzählung (und teilweise die Wiederholung) von strukturellen und inhaltlichen Parallelstellen aus den übrigen Büchern der *Metamorphosen*, ohne jedoch ihre Beobachtungen abschliessend zusammenzufassen und zu interpretieren. Insgesamt aber stellt die Studie einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des achten Buches der *Metamorphosen* dar.

Judith Hindermann

Detlef Urban: Die augusteische Herrschaftsprogrammatik in Ovids Metamorphosen. Prismata 15.

Peter Lang, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2005. X, 186 S., 3 Tab.

Urbans Behandlung dieses spannenden Themas mündet zwar in das durchaus diskutabile Ergebnis, dass Anspielungen auf die Zeitgeschichte mehr literarisches Spiel als politisches Bekenntnis seien; dieses wird aber kaum durch methodische Argumentation erreicht. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: «Apolls Darstellung in den Metamorphosen Ovids» und «Die Darstellung von Augustus und seinen Herrschaftssymbolen in den Metamorphosen Ovids». Vieles im ersten Teil erschöpft sich in überflüssigen Paraphrasen (59–62 etwa sind genau 16 Zeilen – 60, 3. Abs. – wirklich relevant), die uns inkompetenten Lesern auf die mythologischen Sprünge helfen sollen, denn – so heisst es pauschal – «der moderne Rezipient konzentriert sich [...] aus Unkenntnis zunächst auf die Geschichte selbst und hat somit nicht den gleichen Zugang zum Text wie die Leser der damaligen Zeit» (12). Das gewonnene Apollobild bleibt – auch in seiner Beziehung zu Augustus – merkwürdig verschwommen, was u.a. daran liegt, dass U. nicht unterscheidet zwischen der Terminologie epischer Technik und der des Staatskultes («... die Stellung Apolls im Götterapparat der augusteischen Zeit ...» 5). U. desavouiert gelegentlich seine eigenen Ergebnisse, wenn die Analogien von Apollo und Augustus zu sehr auf «Anti-Augusteisches» zusteuern; so heisst es etwa nach der Behandlung der Daphne-Apollo-Geschichte völlig unvermittelt: «Ovid will damit aber nicht an Augustus' Herrschaft rütteln oder diese gar in Frage stellen, er will dem Leser unterhaltsame Stunden bereiten» (20). Derlei überraschende und apodiktische Behauptungen verstellen den Blick auf Ovids spezifische Kunst der Mehrdeutigkeit, die U. im Schlusswort (173f.) würdigt. Der zweite Teil ist zwar insgesamt methodischer und reflektierter, aber auch hier geht U. im Grunde auf die Ovid- bzw. Vergilkritik vor E. Norden zurück, wenn er – ohne aus dem Text heraus zu ergründen, was Ovid gewollt haben könnte – Dinge vermisst, die der Dichter seiner Meinung nach hätte bringen müssen: Nach U. wäre etwa in der Niobe-Erzählung (53ff.) ein Verweis auf den «Krieg gegen Kleopatra und Antonius» angebracht gewesen; damit hätte Ovid dann ein Herrscherlob verbinden können ... Wie sehr Ovids komplexe Haltung dem Prinzipat gegenüber eben auch der Komplexität des Prinzipats zur Zeit der *Metamorphosen* und der – von U. kaum berücksichtigten – *Fasti* entspricht, wird ebensowenig sichtbar wie der Umstand, dass hier vieles auch durch Ovids schöpferische Auseinandersetzung mit seinen Vorgängern bedingt ist.

Sprachlich-stilistische Unsicherheiten (im ersten Teil bald auf jeder Seite; z.B. «Die Erzählung ist innerhalb weniger Verse umgeschlagen» 14), grammatisch-metrisch unmögliche lat. Zitate zuhauf, eine mangelhafte Beherrschung der deutschen Grammatik (3 innerhalb von fünf Zeilen gleich zwei falsche Relativpronomina: «innerhalb der» und «anhand derer» statt jeweils «... deren»). Die spätere Existenz Ganymeds als Göttermundschenk wird unfreiwillig präludiert, wenn U. ihn immer wieder mit einem «Hirschen» statt einem «Hirsch» in Verbindung bringt) und der Orthographie (auch in der neuen Rechtschreibung heisst es «zu Recht» statt «zurecht», und das mit Vorliebe gebrauchte «desweiteren» ist orthographisch eine Zumutung), die Vermengung griech. und lat. Namensformen (etwa 83) sowie typographische Patzer sind nicht dazu angetan, die Lektüre dieser Arbeit angenehmer zu

machen. Leider sind derlei Mängel kein Einzelfall! Ist es eigentlich nicht mehr überall üblich, die Publikation einer Dissertation von einer gründlichen Autopsie der Druckvorlage durch die Referenten und der Erteilung eines «Imprimatur» abhängig zu machen?

Werner Schubert

Giovanni Garbugino: Enigmi della Historia Apollonii Regis Tyri. Testi e manuali per l'insegnamento universitario del Latino 82. Pàtron, Quarto Inferiore 2004. 204 p.

L'*Historia Apollonii regis Tyrii* est de ces textes orphelins que les latinistes négligent parce qu'ils sont trop grecs, et que les hellénistes repoussent parce qu'ils sont trop latins. Elle ne trouve guère de grâce qu'aux yeux des médiévistes qui ne la considèrent pourtant qu'au travers des ses avatars multiples et finalement shakespeariens. Pour achever une disgrâce, vient encore s'ajouter le fait que l'*Historia* nous est connue par trois versions parfois bien dissemblables. Mais le fait n'est pas unique dans la tradition romanesque. C'est par ce biais que Garbugino aborde son travail (24–47). D'étoffées considérations numismatiques, épigraphiques et iconographiques lui permettent ensuite de proposer deux étapes à la rédaction du texte, l'une vers la première moitié du 3^e s. et l'autre vers les 5^e–6^e s., et d'en situer le lieu de naissance en milieu gréco-syriaque (49–65). Après avoir sommé ce que l'on croit savoir des relations entre les énigmes attribuées à Symp(h)osius et celles qui se lisent aux chapitres 42 et 43 de l'*Historia* (67–89), l'auteur se collette aux difficiles problèmes stylistiques posés par l'entier de l'œuvre (91–122). Il y montre la mise en œuvre d'une langue qui mêle une artificialité toute apulienne à une vulgarité annonciatrice du proto-roman, et telle qu'on la voit mise en œuvre par un Dicytys et surtout par un Darès. Déjà diastratiquement mitigée, cette langue s'imprègne en outre d'hellénismes et de présumables christianismes qui lui donnent un *habitus* sans doute fort proche de celui d'une littérature populaire d'inspiration grecque, où devait s'observer une pratique langagière aux antipodes de celle d'un Apulée ou d'un Pétrone. Le *Nachleben* de l'œuvre, et notamment des *aenigmata* (123–150, voir aussi 177–187), précède un chapitre (151–175) consacré à la structure narrative de l'œuvre, à sa situation générique et aux tissus intertextuels qui s'y distinguent aux yeux de ceux qui ont assez de foi pour les apercevoir. Une «sintesi conclusiva» (189–192) satisfera enfin le lecteur pressé qui n'aura pas eu le courage de lire dans son extension ce livre solide, instructif et beaucoup plus riche que son titre ne le laisse deviner.

Carole Fry

Bardo Maria Gauly: Senecas Naturales Quaestiones. Naturphilosophie für die römische Kaiserzeit. Zetemata 122. C. H. Beck, München 2004. 301 S.

Der Verf. (G.) bietet nicht nur eine neue Gesamtinterpretation, sondern auch eine hervorragende Hilfe zum Einstieg mit viel Information über Forschungsstand und -probleme sowie das *Nachleben* des Werks. Für G. sind die *Nat.* erstens ein Bild ihrer Zeit (270) und zweitens im Bachtinschen Sinn dialogische Begegnung zweier Kulturen: Ohne die Bruchlinien zu verwischen, lasse Seneca Latein und Griechisch, Zeitbezüge zur römischen Gegenwart und griechische Naturphilosophie, Ethik, Physik, zwei verschiedene Wege zur Selbstvervollkommnung – stoische Moral und platonisch-kontemplative Abwendung von der Sinnenwelt – aufeinander treffen.

In naturphilosophischen Partien beobachte man eine «unstoische Abwertung der irdischen Existenz» (190) und eine Hinwendung zu einer abgesonderten Sphäre des Himmlischen. Die geradezu als Störung und Banalität eingeführten «moralisierenden» Exkurse dienten teils als Metapher für den Untergang einer so unrettbar pervertierten Gesellschaft, dass man sich nur von ihr abwenden könne, teils als Inszenierung eben dieser resignierten Abwendung, wobei Anspielungen auf zeitgenössische Praktiken deutlich machten, von welcher Gesellschaft sich das philosophische Ich da abwende. Gleichzeitig wende es sich mit der Wahl des Lateinischen der Elite eben dieser Gesellschaft zu: philosophiefindliche Senatoren, die als implizite Leser die Zuwendung des Autors in Form moralischer Erbauung einforderten.

Versteckte Kritik an Nero verleihe der Naturphilosophie eine «politische Dimension» (207). Die Praefationes von *Nat.* 3 und 4a könnten gelesen werden als Abwendung von der «schmutzige[n] Politik des neronischen Prinzipats» (218). Auf die zeitgenössische «Mentalität der Angst» (224) deuteten Angstparänese und die Fokussierung auf beängstigende Naturkatastrophen hin, vor allem die Sintflutschilderung (3,27–30) als «politisch-religiöse Untergangsphantasie» (266).

Wie überzeugend man G.s Lesart findet, hängt davon ab, ob man die Antithesen akzeptiert, die G. in detailreicher Argumentation aufstellt und begründet. Hätte sich G. allerdings noch eingehender mit Quellen und der aktuellen Forschung zur Stoa auseinandergesetzt, wäre er, was die Antithese von stoischem «Moralisieren» und platonischer Kontemplation betrifft, vielleicht zu einem anderen Ergebnis gekommen.

Jula Wildberger

Claudia Wick: M. Annaeus Lucanus. Bellum civile Liber IX. Einleitung, Text und Übersetzung. Beiträge zur Altertumskunde 201. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. XVI, 155 S.

Claudia Wick: M. Annaeus Lucanus. Bellum civile Liber IX. Kommentar. Beiträge zur Altertumskunde 202. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. 448 S.

Claudia Wicks (W.) erweiterte Genfer Dissertation (April 2002) ist der erste moderne Gesamtkommentar zum neunten Buch von Lukans Epos über den Bürgerkrieg. Die Aufteilung der Arbeit in zwei Bände – «Einleitung, Text, Übersetzung, Auswahlbibliographie, Wort-, Sach- sowie Stellenindex» einerseits und «Kommentar» andererseits – leuchtet ein. Insbesondere die Trennung von Text / Übersetzung und Kommentar erweist sich als hilfreich, wenn der Leser die in der Übersetzung angedeuteten Interpretationen vertiefen will. W.s ursprüngliche Arbeit bestand aus einem Kommentar der Verse 1–586. Ein Vergleich mit dem im Januar 2002 in Göttingen als PDF-Datei erschienenen Kommentar der Verse 1–604 von Martin Seewald (S.) drängt sich deshalb auf. Die Autorin hat allerdings nicht die Mühe gescheut, auch den zweiten Teil von Lukans neuntem Buch – die Schlangenepisode (V. 587–949), zu welcher der Verfasser im Juni 2001 einen Kommentar publizierte (R.), und die Schlusszene mit Caesars Besuch in Troja und seiner Ankunft in Ägypten (V. 950–1108) – für die Publikation zu kommentieren. W. verweist in ihrem Vorwort (Bd. I, V) explizit auf die eben genannten Arbeiten, die für sie Anstoss waren, ihren eigenen Kommentar einer gründlichen Redaktion zu unterziehen.

Die knappe Einführung (Bd. I, 3–35) umfasst Studien zu Lukans Umgang mit den historischen Quellen, der literarischen Strukturvorlage, der Szenenverknüpfung und ihrer Kohärenz sowie der Gestaltung der Figuren. Der zentrale Charakter im neunten Buch ist unzweifelhaft Cato Uticensis. W. stellt richtig fest, dass Lukan seinen Protagonisten nicht in allen Aspekten kohärent, sondern in den Einzelszenen in Hinblick auf die maximale Wirkung gezeichnet hat. In der Folge vertritt sie wie die jüngere italienische und deutsche Lukanforschung die Meinung, dass Lukans Cato auf dem Wüstenmarsch die *summos labores* ertragen will, um schliesslich zur Inkarnation der *virtus* zu werden. Damit wendet W. sich gegen die Thesen der jüngeren angelsächsischen Forschung – geprägt etwa von Johnson (1989) und Leigh (1997 und 2000) –, die in Cato eine «delusion of virtue», und in seinen Handlungen eine Pervertierung der stoischen Ideale sehen (Bd. I, 32).

W. gibt den Text ohne kritischen Apparat. Dies ist einerseits angesichts der guten modernen Textausgaben verständlich. Mit Recht weist W. zudem auf das Dilemma der Lukanforschung hin, dass man oft allein aufgrund der Textinterpretation die eine oder andere Lesart bevorzugen kann. Für eine erste Orientierung des Lesers wäre jedoch eine Übersicht mit den Abweichungen ihres Textes von dem einer Standardausgabe hilfreicher gewesen als der summarische Verweis auf den Detailkommentar. Mit ihrer Übersetzung hingegen wendet sich W. ausdrücklich an ein Fachpublikum, weil sie auf eine literarische Übertragung verzichtet und textnah Lukans Stil im Deutschen abzubilden sucht. Dadurch wird die Übersetzung zu einer ersten Etappe der Interpretation des mit mehreren textkritischen Schwierigkeiten behafteten Textes.

Der Kommentar (Bd. II) ist methodisch klar gegliedert. Das Inhaltsverzeichnis im Einleitungsband (Bd. I, XII–XV) gibt dem Benutzer eine wertvolle Orientierung. W. übernimmt Lukans Gliederung des Buches in einzelne Blöcke, indem sie den Detailkommentar klar von den übergreifenden Motiven abgrenzt. Dies sei exemplarisch an der Vergiftungsszene *Aulus und die dipsas* (V. 737–762) erläutert (Bd. II, 311–323): Die drei Paragraphen §1 *Dramatische Ouvertüre*, §2 *Iologische Grundlagen*, §3 *Literarische Einflüsse* (Ovids Erisychton-Metamorphose) bilden eine ausführliche Einleitung. Der folgende materialreiche Detailkommentar konzentriert sich auf die Wortklärung und die Analyse von Lukans Dichtersprache. Die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur ist indessen knapp gehalten. In der Regel weist W. auf ausgesuchte Positionen zu einzelnen Problemen hin und

bewertet sie kurz. Nicht immer erfolgt eine ausführliche Analyse der Argumente wie im Fall von Morford's (1976) und Leigh's (1997 und 2000) Interpretationen der Aulus-Episode, die W. mit deutlichen Worten zurückweist (Bd. II, 314f. Anm. 1).

Während S. und R. aufgrund von Interpretationsfragen oder Kommentierungstechnik Beschränkung üben oder Fragestellungen anders gewichten, präsentiert W. oft die gesamte Materialfülle, – dabei bleiben griechische Quellen und Vergleichstexte leider meist unübersetzt. Man wird zusätzlich weiter die beiden anderen Arbeiten berücksichtigen, um andere Gewichtungen in den eigenen Entscheidungsprozess einzubeziehen (siehe dazu auch W. in Bd. I, VI). Die sorgfältig edierten Bände sind trotz des ansehnlichen Preises für jeden Lukanforscher ein «Muss» und sollten über die Interpretation des neunten Buches hinaus für alle Arbeiten zu Lukans Dichtersprache und epischer Technik zur Hand genommen werden. Christian R. Raschle

Jana Maria Hartmann: Flavische Epik im Spannungsfeld von generischer Tradition und zeitgenössischer Gesellschaft. Europäische Hochschulschriften Reihe XV: Klassische Sprachen und Literaturen 91. Peter Lang, Frankfurt am Main 2004. 226 S.

In ihrer philologische und historische Kompetenzen miteinander verbindenden Diss. versucht J. M. Hartmann (H.), die Fragen nach den Intentionen der Epiker der Flavierzeit auf der Basis aktueller Forschungen zur Ära Domitians neu zu beantworten. Sie betont die Notwendigkeit einer Relativierung des hauptsächlich von Tacitus und Sueton geprägten negativen Domitian-Bildes, mahnt die Berücksichtigung des Topos-Charakters panegyrischer Motive an und warnt vor Lesarten, die ausschliesslich «auf Domitian» bezogen seien. Die stringent gegliederte Arbeit (leider ohne Index) skizziert zunächst die generische Tradition und den zeitgenössischen Hintergrund von Statius' und Silius Italicus' Schaffen. Der Hauptteil enthält fundierte Analysen der Proömien, der Herrscherlobpartien sowie der jeweiligen Handlungsexposition in *Punica* und *Thebais*.

Der Korrektur des Bildes der zeitgenössischen Gesellschaft und des Domitianregimes ist ebenso beizupflichten wie der Warnung davor, überall zwischen den Zeilen Herrscherkritik zu wittern. Dennoch lässt H. dadurch, dass sie die Möglichkeit mehrdeutigen Formulierens stereotyp mit dem Verweis auf generische Traditionen inkriminiert, ausser acht, dass gerade der Rückgriff auf bewährte Topoi als eine Art «Rückversicherung» ambi- bzw. multivalente Verständlichkeitsmöglichkeiten zulässt. Ein grundsätzliches Manko sehe ich im fast vollständigen Ausblenden des dritten (bzw. chronologisch ersten) Zeugnisses flavischer Epik, Valerius Flaccus' *Argonautica*. Dadurch wird die legitime Erwartung, die der Titel der Arbeit weckt, massiv enttäuscht und zudem eine simplifizierende Gleichsetzung von flavischer und domitianischer Epik suggeriert; dies trübt den durch die aktuelle Forschung geschärften Blick dafür, dass die Epik der Flavierzeit ebenso wie etwa auch die augusteische Literatur ein «System in Bewegung» (nach E. A. Schmidt) darstellt. Werner Schubert

François Spaltenstein: Untersuchungen zu den Argonautica des Valerius Flaccus. Ratis omnia vincet III. Zetemata 120. C. H. Beck, München 2004. 192 S.

Der Band ist bereits der dritte in der aus den Valerius Flaccus-Kolloquien von 1990, 1997 und 2001 hervorgegangenen Reihe. Nach dem umfangreicheren zweiten ist der aktuelle Band mit elf Beiträgen zum schmaleren Format der ersten Publikation zurückgekehrt, während die inhaltliche Einteilung in fünf Sektionen (Erzählkunst; Vorbilder; Welt- und Götterbild; Einzelbetrachtungen; Rezeption) beibehalten ist. Die Gewichtung ist weiter in Richtung narratologischer Untersuchungen verschoben, die manche guten Beobachtungen liefern (auch U. Auhagens Beitrag zu den Monologen bei VF und Ovid, der sich mit dem Beitrag von A. Ferenczi berührt, liesse sich hier einordnen). Leider wurde die Gelegenheit nicht wahrgenommen, mit der Thematik der Ekphrasis und der Beziehungen zwischen Dichtung und bildender Kunst einen inhaltlichen Schwerpunkt zu setzen, da die drei räumlich getrennten Beiträge von Th. Baier, A. Zissos und D. Elm nicht aufeinander Bezug nehmen. Auffallend ist, dass mit Ausnahme von A. Zissos und M. Fucecchi alle übrigen Verfasser (neben den bereits Genannten P. Dräger, S. Franchet d'Espèrey, E. Lefèvre, G. Manuwald und H. J. Tschiedel) in mindestens einem der früheren Bände vertreten waren und ihre Beiträge zudem häufig bereits behandelte Themen variieren. Daraus könnte der Eindruck einer gewissen Routine entstehen, die einer über-

greifenden Synthese der bisherigen Forschungsergebnisse und neuen Ansätzen eher hinderlich sein dürfte. Es ist daher zu wünschen, dass die im Vorwort angekündigte nächste Tagung Anlass zu einer Zwischenbilanz und einer Neuorientierung für die künftige Forschung zu Valerius Flaccus bieten wird.

Annemarie Ambühl

Publius Papinius Statius: The Thebaid. Seven against Thebes. Translated with an Introduction by Charles Stanley Ross. The Johns Hopkins University Press, Baltimore 2004. 386 p.

Le récent regain d'intérêt pour la *Thébaïde* a suscité de nombreuses traductions. Après Melville (1992) et Shackleton Bailey (2003), R. élargit l'offre de langue anglaise en s'adressant à ceux que mène vers Stace la lecture de Dante, de Chaucer, de l'Arioste ou de Milton. L'introduction aborde nombre d'aspects importants, même si elle défend parfois, sur des points controversés, des positions discutables. On aurait cependant souhaité que R. situe la *Thébaïde* par rapport non seulement à Homère et Virgile mais aussi, pour le moins, à Sénèque et Lucain. Les meilleures pages sont consacrées à la réception: sans rivaliser en richesse avec la mise au point de K. Pollmann (*Statius, Thebaid 12*, 2004), elles signalent des parallèles et illustrent le jeu complexe des influences directes et indirectes. La traduction se lit agréablement. Le pentamètre iambique lui confère vie et naturel, mais (comme les vers blancs de Melville) il la dilate et l'éloigne de l'original; cette distance est accrue par le souci d'adopter une langue résolument moderne et d'éviter toute obscurité. Le résultat est une véritable réécriture qui dissipe les caractéristiques du texte statien. Certes, la traduction de R. n'a pas pour ambition d'aider à la compréhension du texte latin (la seule utilisable à cette fin est, parmi les récentes traductions en langue anglaise, celle de Shackleton Bailey); on peut toutefois douter qu'elle atteigne son objectif déclaré, «to let readers and listeners understand and experience Statius's art» (XXXV). Les notes et l'index des noms propres seront précieux pour le public visé. Eclectique, la brève bibliographie commentée vaut surtout pour son ouverture sur la réception, mais elle reflète imparfaitement le contenu et l'orientation critique des titres mentionnés. L'ouvrage de R. ne répondra peut-être pas aux attentes des antiquisants. Il possède en revanche de bons atouts pour gagner à la *Thébaïde* un plus vaste cercle de lecteurs; et c'est bien là le but qu'il s'est fixé.

Valéry Berlincourt

Marcus Valerius Martialis: Epigrammaton liber decimus. Das zehnte Epigrammbuch. Text, Übersetzung, Interpretationen. Mit einer Einleitung, Martial-Bibliographie und einem rezeptionsgeschichtlichen Anhang herausgegeben von Gregor Damschen und Andreas Heil. Studien zur klassischen Philologie 148. Peter Lang, Frankfurt am Main 2004. XVI, 507 S.

Ein charmanter Einfall: als Festgabe zum 70. Geburtstag überreichen seine Schülerinnen und Schüler Michael von Albrecht nicht die obligate Aufsatzsammlung, sondern einen Band zum 10. Buch Martials. Die Idee dürfte den Jubilar so heiter stimmen wie ihre Umsetzung. Schon das Rahmenwerk überzeugt: mit einer höchst lesenswerten Einleitung zu Martial, samt «textkritischen Bemerkungen» (Andreas Heil), einer reichen, thematisch arrangierten Bibliographie (Gregor Damschen) und einem rezeptionshistorischen Anhang mit über 100 von Martial inspirierten Gedichten, vom Mittelalter zur Moderne.

Das Mark des Bandes bilden freilich die Gedichte: dem kritischen Text samt Übersetzung folgt jeweils ein Essay von ein bis zwei Seiten. Martial sagt einmal augenzwinkernd von seinen Epigrammen: *sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura*. Das Gegenteil gilt hier: *sunt mala, sunt quaedam mediocria, sunt bona plura*. Denn einzelne Irrtümer, gelegentliche Redundanzen und manche Banalität einmal ausgeklammert, offerieren die insgesamt 29 Autoren höchst willkommene Lesehilfen und kluge, ja oft spannende Analysen (es mag unfair sein, Rosinen aus dem Festkuchen zu pikieren; gleichwohl sei etwa verwiesen auf 10,30 [U. Kreilinger], 10,77 [M. Baumbach], 10,90 [J. Hecker], 10,95 [B. Hessen] sowie auf die Beiträge der beiden Herausgeber).

Der schöne Band, der dem legendären Heidelberger Latinisten alle Ehre macht, ersetzt keinen Kommentar im klassischen Sinn. Doch er bereichert die modernen Martialstudien um eine tragende Säule (schade nur, dass Peter Lang nicht einmal einer solchen Preziose die so wohlfeile wie notwendige Fadenbindung gönnt).

Peter Habermehl

Fronton: Correspondance. Textes traduits et commentés par *Pascale Fleury* avec la collaboration de *Sékolène Demougin*. Les Belles Lettres, Paris 2003. 426 p.

Le pouvoir de la parole est au centre des réflexions et incitations qui tissent le réseau épistolaire de Fronton avec les grands de son siècle; la lettre s'y transforme en support de la pédagogie. Ce beau volume présente une traduction, avec une abondante annotation, du texte latin édité au début du siècle dernier par C. Haines dans la *Loeb Classical Library*. A cause de l'espace restreint consenti à ce compte rendu, l'attention se focalisera sur l'important lot de lettres du précepteur à Marc Aurèle César et plus particulièrement sur les développements consacrés à la rhétorique et à la littérature. – Fronton juge qu'un discours de sa création tire toute sa valeur du fait d'être déclamé par l'empereur. Se conformant à un vœu de son élève, Fronton console Hérode Atticus de la perte de son fils. Le professeur dispense des conseils oratoires à Marc Aurèle, construit des images en enfilade pour s'excuser de son silence auprès de Domitia Lucilla, mère de son correspondant. Il s'exprime sur son rythme de production, regrette que son consulat l'empêche d'assister à l'anniversaire de la mère de Marc Aurèle. Fronton enseigne l'art de créer une image, conseille à Marc Aurèle de se nourrir des discours de Salluste, ressent le besoin de créer de nouveaux mots pour traduire sa joie devant les messages de son souverain. L'orateur est un général qui planifie une stratégie d'attaque: mots, périodes, figures y sont les belligérants. Le maître explique les genres de discours et les niveaux de style, souligne que la rhétorique détient un pouvoir civilisateur. Cicéron est incontestablement le virtuose qui a manié avec le plus de richesse et d'abondance tous les types de mots. La recherche du mot rare est périlleuse pour le demi-savant et dénature l'effet recherché. Fronton s'attache aux nuances sémantiques de verbes synonymes ou de composés de la même famille, enjoint son élève de ne jamais utiliser *dictio* au sens d'*oratio* et lui propose des controverses à titre d'exercices. – Une suggestion: dans la perspective de la continuité épistolaire, inclure dans la discussion sur ὑπόθεσις (26–28) l'occurrence de Symm. *epist.* 8,23,1. – Il faut être reconnaissant à Fleury et Demougin de mettre à la disposition du public un instrument indéniablement précieux.

Philippe Bruggisser

Alessandra Peri (éd.): **M. Cornelii Frontonis Opuscula I. Arion – De feriis Alsiensibus.** Edizione critica e commento. Università degli Studi di Cassino, Cassino 2004. 172 p.

Un palimpseste, l'*Ambrosianus* E 147 sup., dont l'écriture supérieure date du VII^e s., conserve le texte de Fronton copié en une onciale du V^e s. sur deux colonnes, glosé et corrigé par une seconde main en une semi-unciaie du VI^e s. Cette édition repose sur une lecture renouvelée de l'unique témoin, fort endommagé, de l'œuvre. Un premier appareil critique recueille les lectures de ceux qui ont personnellement examiné le palimpseste ainsi que les interventions de la seconde main; un deuxième appareil critique rassemble les lectures et conjectures avalisées par l'éditrice. – L'Arion, unique pièce du corpus frontonien étrangère aux formes de la lettre, est une traduction du grec qui reprend le récit d'Hérodote. L'éditrice démontre dans son commentaire que Marc Aurèle était censé y trouver un modèle littéraire, parce que Fronton y intègre les ingrédients de sa rhétorique dans le moule de la traduction. – Quatre lettres, deux de Fronton à Marc Aurèle et inversement, furent écrites en 162 lors du séjour du prince dans la villa impériale d'Alsium et constituent le *De feriis Alsiensibus*. L'attention se concentre sur la troisième d'entre elles, une synthèse des principes stylistiques de l'auteur et une tentative de persuader le jeune empereur épris de philosophie stoïcienne de la légitimité de l'*otium litteratum*. Sur le ton de l'ironie, Fronton y évoque les délassements auxquels son correspondant ne se livre sans doute pas. Quatre auteurs archaïques ou archaïsants méritent lecture: Ennius, Plaute, Accius et Lucrèce, car ils incarnent les modèles du style et les normes du programme éducatif. – La proximité chronologique explique apparemment l'absence dans la bibliographie de la traduction avec commentaire de la correspondance de Fronton par P. Fleury avec la collaboration de S. Demougin (Paris 2003). – Un seul regret: qu'une investigation aussi fine et détaillée ne se concrétise pas par une traduction.

Philippe Bruggisser

M. Zimmerman/S. Panayotakis/V.C. Hunink/W.H. Keulen/S.J. Harrison/Th. D. McCreight/B. Wesseling/ D. van Mal-Maeder: **Apuleius Madaurensis: Metamorphoses**. Books IV 28–35, V and VI 1–24. The Tale of Cupid and Psyche. Text, Introduction and Commentary. Groningen Commentaries on Apuleius. Egbert Forsten, Groningen 2004. 596 S.

Acht Apuleius-Koryphäen legen einen gemeinsamen Kommentar (ohne Kennzeichnung des je eigenen Anteils) zur Erzählung von Amor und Psyche vor. Auf eine knappe Einleitung, die sich vor allem Strukturproblemen bzw. -phänomenen (in Abgrenzung von herkömmlichen Modellen) sowie der erzählten Zeit, dem Erzähltempo, der Topographie und den Charakteren widmet, folgt eine Liste der (im Kommentar ausführlich begründeten) Abweichungen von Helms Teubneriana sowie der Text selbst. Der Kommentar bietet in bewährter Manier satz-, gelegentlich abschnittsweise den lat. Text, gefolgt von einer Übersetzung und einem ausführlichen Kommentar, der weitgehend einlöst, was das Forscherteam als Maxime formuliert: «to bring out as fully as possible the literary qualities and backgrounds of the tale» (2), wengleich es sich gelohnt hätte, den Dialog zwischen Apuleius' lateinischen Prätexten und deren griechischen «Vorgaben» gelegentlich stärker zu berücksichtigen. Die von Fehling in aller Schärfe formulierte Gattungs- und Rezeptionsproblematik im Hinblick auf die Textsorte «Märchen» wird nur sporadisch sichtbar.

Der Druckvorlage hätte man den kritischen Blick eines kompetenten Lektors gewünscht. Die Layoutfehler im lat. Text 17–33 sind schlicht indiskutabel. Ansonsten erscheinen nahezu auf jeder Seite fehlerhafte Worttrennungen. Die Verwendung unterschiedlicher griechischer Zeichenfonts innerhalb eines Zitates (z.B. 57, 494, 505) ist ein optischer Gräuel. Ansonsten wundert sich der Philologe gelegentlich doch sehr, etwa über eine *manus vetera* (74) oder über das metrisch entstellte Zitat Horaz, epist. 2,2,213 (382). Weshalb das «*iam de préparation*» dem Index rerum, das «*iam d'ouverture*» dem Index verborum zugeschlagen wird, bleibt ein Geheimnis der Herausgeber. Da ein solcher Kommentar jedoch vermutlich nur von Rezensenten von Anfang bis Ende gelesen wird, kann der Benutzer mit solchen weitgehend technischen Mängeln leben und wird reichen Gewinn aus dieser beeindruckenden Gemeinschaftsarbeit ziehen.

Werner Schubert

Ammiano Geografo. La digressione sulla Persia (23,6). A cura di *Fabrizio Feraco*. Studi latini 54. Loffredo, Napoli 2004. 320 p.

Cet ouvrage s'intéresse aux digressions géographiques et ethnographiques d'Ammien, et focalise son attention principale sur la plus longue de celles-ci, qui concerne la Perse (23,6). Une introduction développée (9–79) traite d'une part de la question générale des sources qu'Ammien utilise dans ses digressions ethnico-géographiques, d'autre part plus précisément des sources de 23,6. F. propose un «status questionis» détaillé, et passe en revue les divers auteurs dont on a considéré qu'ils avaient été exploités par Ammien: Justin, Pline et son abrégiateur Solin, Hérodote, Strabon, Ératosthène, Cassius Dion, Ptolémée. Il soupèse les arguments *pro* et *contra* et s'en tient à des conclusions prudentes: le recours à Justin et à Solin semble certain, l'utilisation des autres est plus hypothétique. F. propose ensuite un texte latin, sans appareil critique, emprunté à Seyfarth (Teubner 1978), mais précédé d'une liste des passages (une vingtaine) où il s'écarte de l'éditeur allemand, et une traduction italienne de 23,6. L'essentiel du volume est constitué par un commentaire très détaillé de la digression sur la Perse (107–302), suivi d'une ample bibliographie (303–319). L'ampleur de l'annotation peut être illustrée en comparant les 196 pages de F. aux 75 de Fontaine et aux 105 pages (plus aérées) de la *quadriga Batauorum* consacrées au même passage. F. a bien sûr largement profité des efforts de ces prédécesseurs, et de tous ceux qui antérieurement se sont occupés de cette digression. Il s'intéresse aussi bien aux problèmes de contenu que d'expression, et s'arrête sur les incertitudes de la tradition. On est donc en présence d'une somme de tout ce qu'on a pu dire sur Ammien 23,6. F. regroupe ses observations en segments assez longs, délimités par des lemmes qui en reprennent le début et la fin, englobent souvent un paragraphe entier, et parfois deux, si bien que la présentation est plutôt massive. Les segments et les lemmes plus brefs du commentaire hollandais sont d'un accès plus facile, d'autant plus que leur contenu est repris dans des *indices* détaillés qui malheureusement manquent chez F., alors qu'ils sont tout particulièrement indispensables dans ce type d'ouvrage, destiné à être plutôt consulté ponctuellement que lu de bout en bout.

François Paschoud

Origo Gentis Romanae. Die Ursprünge des römischen Volkes. Herausgegeben, übersetzt, kommentiert und mit Essays versehen von *Markus Sehlmeier*. Texte zur Forschung 82. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2004. 176 S.

Sehlmeyers (S.) Buch ist eine ausführliche, aber nicht überfrachtete Monographie zur *Origo gentis Romanae*. Die Einleitung stellt Text und Forschungsgeschichte vor; S. bezieht dezidiert, aber wohlwogen Stellung zu Fragen der Datierung und literarischen Gattung (antiquarisches Werk mit historiographischen Elementen, z.B. chronologische Erzählweise). Der Text beruht auf Richards Edition, die Übersetzung erhebt explizit keinen literarischen Anspruch – das ist legitim, stilistische Ausrutscher wie «die Bearbeitung zu bebaubaren Landes» (33) hätten dennoch nicht sein müssen.

Der historische Kommentar enthält auch viele nützliche Paraphrasen, sprachliche Beobachtungen, setzt sich ebenso sauber wie ökonomisch mit der Sekundärliteratur auseinander und bietet ausführliche Verweise auf Parallel- und abweichende Überlieferung des Geschilderten – eine willkommene Ergänzung zu den älteren Kommentaren.

Die sieben «Essays» zu u.a. quellenkritischen, archäologischen und mythologischen Aspekten der OGR sind, entgegen der etwas unglücklich gewählten Bezeichnung, durchaus wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Studien.

Die Nachteile des Buches liegen in S.s Fixierung auf die Quellenkritik und auf die Gattungsfrage sowie in der mangelnden sprachlichen Sorgfalt, die manchmal das Verständnis erschwert. Die Behauptung (145), in OGR 13,8 werde Latinus von Turnus getötet, ist falsch. Samuel C. Zinsli

Anja Bettenworth: Gastmahlszenen in der antiken Epik von Homer bis Claudian. Diachrone Untersuchungen zur Szenentypik. Hypomnemata 153. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004. 543 S.

Gastmahlszenen zählen seit Homer zu den wichtigsten Bestandteilen antiker Epen. Innerhalb der epischen Erzählung wird das Gastmahl oft als derjenige Ort dargestellt, an dem bedeutende Wendungen des Handlungsverlaufs eingeleitet werden. Bereits einer oberflächlichen Lektüre entgehen kaum die vielen Gemeinsamkeiten, die sich bei der Schilderung von Gastmählern in der antiken Epik zeigen. Für die Verf. der vorliegenden Dissertation stellt sich von daher die Frage, inwiefern «sich für Gastmahlszenen aller Epochen ein diachron ausgerichtetes Referenzmodell entwerfen lässt, das die gleichbleibenden Elemente vereinigt und als Interpretationshilfe eingesetzt werden kann» (10). Ein entsprechendes Modell böte die Möglichkeit, «die Darstellungen der einzelnen Autoren, ihre Arbeitsweise und ihr Verhältnis zu den Vorgängern besser zu beurteilen und ihre eigene schöpferische Leistung zu würdigen» (10). Nach der klärenden Analyse der für die Arbeit zentralen Begriffe «Gastmahl», «Szene» und «Strukturelement» unternimmt es Bettenworth (B.), ein solches Schema zu erarbeiten, das sie aus dem Vergleich vierzig verschiedener Mahlszenen abstrahiert (wobei folgende zehn Epen beigezogen wurden: *Ilias* und *Odyssee*, die *Argonautika* des Apollonios Rhodios, Vergils *Aeneis*, Lukans *Pharsalia*, die *Punica* des Silius Italicus, *Thebais* und *Achilleis* des Statius, die *Argonautica* des Valerius Flaccus sowie Claudians *De raptu Proserpinae*). Die so erarbeitete Typik dient B. als Ausgangspunkt für äusserst detaillierte Interpretationen ausgewählter Mahlbeschreibungen. Dabei wird differenziert zwischen: der Norm entsprechenden Banketten bei wohlhabenden Gastgeber (111–213), Mählern bei ungewöhnlichen Wirten (215–394) sowie so genannten Antigastmählern, bei denen die Bewirtung in blutigen Kampf mündet (395–477). Mit ihren – teilweise beinahe zu – ausführlichen Analysen vermag B. klar aufzuzeigen, dass sich die antiken Epiker bei der Darstellung eines Gastmahls bestimmter Gattungskonventionen bedienen, mit diesen aber auch bewusst spielen, um beim Publikum die gewollte Wirkung zu erzielen. Seraina Plotke

David Amherdt: Ausone et Paulin de Nole: correspondance. Introduction, texte latin, traduction et notes. Sapheneia 9. Peter Lang, Berne 2004. VII, 247 p.

La correspondance d'Ausone et de Paulin de Nole offre une source extraordinaire de renseignements sur la société du IV^e siècle et cette nouvelle édition annotée permettra, comme le souhaite son auteur, au néophyte de découvrir cette période et au lecteur plus averti d'approfondir ses connaissances. Une introduction générale claire et concise précède les neuf lettres qui sont présentées dans un ordre chro-

nologique et citées – avec quelques modifications à chaque fois justifiées – selon les éditions de Green (1999) pour Ausone et de Hartel (1894) pour Paulin. Chacune de ces lettres est introduite par un résumé de son contenu et des thèmes abordés. Presque cent ans après la publication de la traduction française d'une partie de ce corpus dans un ouvrage de P. de Labriolle (1910), Amherdt reconstitue l'ensemble de cet échange épistolaire et propose une nouvelle traduction, placée en regard du texte latin, qui favorisera l'accès à cette littérature difficile. Le lecteur appréciera aussi la présentation des notes en bas de page qui éclairent certaines difficultés ponctuelles de compréhension (allusions mythologiques, situation géographique), commentent le style des auteurs et l'emploi de la rhétorique (figures, lieux communs épistolaires, échos littéraires), et signalent les passages qui répondent à une lettre précédente ou qui provoqueront une réaction dans le courrier suivant. D'autres notes mettent en évidence des thèmes déjà évoqués dans l'introduction générale comme la défense des valeurs sociales de l'aristocratie gallo-romaine pour Ausone, l'amitié chrétienne pour Paulin, la richesse commune de leur *ars scribendi* ou encore l'importance générale de l'échange épistolaire comme rituel social et culturel. Une bibliographie et plusieurs index complètent enfin cet ouvrage qui, en intégrant les résultats des travaux récents consacrés à ces deux poètes, fournit une synthèse des connaissances actuelles sur cette correspondance et constitue par conséquent un précieux outil de travail.

Alexandre Burnier

Widu-Wolfgang Ehlers/Fritz Felgentreu/Stephan M. Wheeler (Hgg.): **Aetas Claudiana**. Eine Tagung an der Freien Universität Berlin vom 28. bis 30. Juni 2002. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. XIV, 258 S.

Seit Camerons wegweisender Monographie (*Claudian. Poetry and Propaganda at the Court of Honorius*, Oxford 1970) ist ein ständig steigendes Interesse an Claudian festzustellen. Eine Synopsis der Forschungsergebnisse dieser erfreulichen Renaissance stand aber bislang aus. Den Herausgebern des Bandes *aetas Claudiana* ist es zu verdanken, dass diese Zusammenschau nun endlich erfolgt ist. Das Unterfangen war ambitiös, es ist geglückt. Immerhin galt es, die verschiedenen Richtungen, in die sich die Claudianforschung in den letzten Dezennien bewegt hat, sowie die reichen Forschungserträge durch eine paradigmatische Auswahl aussagekräftig zu dokumentieren. Darüber hinaus ist es gelungen, mit einzelnen Aufsätzen neue Fragestellungen zu etablieren, sodass das Ende der «Claudian-Epoche» noch lange nicht abzusehen ist.

Man nimmt auch mit Genugtuung zu Kenntnis, dass die *carmina minora* endlich den ihnen gebührenden Platz im Gesamtwerk einnehmen. Dass der Metrik Claudians vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt und die schwierige, nach wie vor strittige Überlieferung des *Claudianeums* nicht ausgeklammert wird, zeugt von der Umsicht der Herausgeber. Die beiden Aufsätze zur Rezeption der Dichtungen Claudians im Zuge von Kanonbildung und Bildungsdebatten (18.-20. Jh.) sowie zur produktiven Anwendung der *opera Claudiana*, vor allem der Invektive gegen Rufin, durch den Claudian-Cento des L. A. Decampe, welcher sich gegen Napoleon richtet, tragen in hohem Masse dazu bei, die Bedeutung des Autors zu vermitteln.

Wenngleich ausser Zweifel steht, dass ein Überblick des Forschungsstandes nie alle Gesichtspunkte und Forschungstendenzen aufnehmen kann, so ist es dennoch bedauerlich, dass die sehr beachtliche französische Forschungstradition nicht berücksichtigt wurde. Am Rande sei noch vermerkt, dass ein Stellen- und Sachregister wie auch eine Gesamtbibliographie die Benutzerfreundlichkeit des Bandes erhöht hätten.

Henriette Harich-Schwarzbauer

Augustin: Contra Academicos (vel de Academicis), Buch 1. Einleitung und Kommentar von Karin Schlapbach. Patristische Texte und Studien 58. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2003. VIII, 254 S.

Die vorliegende Arbeit ist die leicht veränderte Fassung einer Zürcher Dissertation, angeregt von Th. Fuhrer, deren Habilitationsschrift (*Augustin, Contra Academicos [vel De Academicis], Bücher 2 und 3. Einleitung und Kommentar*, Berlin/New York 1997) nunmehr auf sehr gelungene Weise gleichsam komplettiert worden ist. Das erste Buch dieser noch ganz in der spätrömisch-literarischen Tradition gehaltenen Jugendschrift ist etwas vorher abgefasst worden und unterscheidet sich deutlich von

den beiden weiteren. Die Einleitung (1–25) beschränkt sich vornehmlich auf Fragen, die *Contra Academicos* 1 betreffen, und umreißt die Thematik des ersten Buchs (4–7) in übersichtlicher Skizze; das folgende Kap. behandelt die Protreptik und Propädeutik der Schrift und stellt das erste Buch in einen Zusammenhang mit anderen Werbeschriften der Philosophie und mit den übrigen Cassiciacum-Dialogen Augustins (7–13). Als weiteres Praeliminarium wird schliesslich das Verhältnis des ersten Buchs zu Ciceros *Hortensius* untersucht (13–25). Hier räumt S. mit dem abwertenden Urteil früherer Forschung auf, das *Contra Academicos* 1 zu einer blossen Inhaltsangabe des ciceronischen *Hortensius* degradiert hat. Die Verf. führt den Leser zu einer Revision der konventionellen Einschätzung des Textes, indem sie klug und nachvollziehbar darlegt, dass ihm die massgeblichen Herausgeber des *Hortensius*, A. Grilli (Milano-Varese 1962) und S. Straume-Zimmermann (Bern 1976), stellenweise zu unbedacht und voreilig durch die Herauslösung vermeintlicher Cicero-Fragmente ihren originalen Eigenwert genommen haben. Das Herzstück der Arbeit, der Kommentarteil (26–218), ist dem Inhalt des ersten Buches entsprechend in sechs Sinneinheiten gegliedert, die jeweils kurz, aber gedankenreich und informativ eingeleitet werden. In klarer Diktion wird der Inhalt zusammengefasst, der Verlauf des Argumentationsganges sichtbar(er) gemacht und philosophische und literarische Bezüge zum späteren Werk Augustins hergestellt. S. ist mit den theoretischen methodologischen Ansprüchen eines philologischen Kommentars bestens vertraut (man vgl. nur 24 Anm. 86; 25 Anm. 89) und versteht es Lemma für Lemma aufs Mustergültigste, einerseits sprachliche, stilistische, mitunter auch prosodische Erklärungen anzubringen, andererseits in inhaltlichen Fragen, bei Sacherläuterungen und in der Referierung von Forschungspositionen jeweils Wichtiges und Erhellendes vom Schutt der Faktenhuberei freizuhalten. Überzeugend und plausibel begründet sind auch die Abweichungen von Greens Text (Turnhout 1970), die auf Seite 219f. nochmals aufgeführt werden. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis (221–232) und ein Stellen-, Namens- sowie Sachindex (233–254) beschliessen ein brillantes Buch, das nicht nur Philologen, Philosophiehistoriker und Theologen mit grossem Gewinn und Genuss lesen werden.

Gernot Krapinger

Laurence Vieillefon: La figure d'Orphée dans l'antiquité tardive. Les mutations d'un mythe: Du héros païen au chantre chrétien. De Boccard, Paris 2003. 269 S., zahlr. Abb.

Die Figur des Orpheus, dessen Gesang Menschen und Tiere verzaubert und selbst die Götter der Unterwelt in seinen Bann zieht, erfreut sich bei Künstlern und Literaten seit jeher grosser Beliebtheit, was sich in zahlreichen literarischen und ikonographischen Darstellungen niederschlug. Deshalb erstaunt es nicht, dass die Orpheus-Forschung sehr reichhaltig ist. Dennoch ist es Laurence Vieillefon in der aus ihrer Pariser Dissertation hervorgegangenen Studie gelungen, die Orpheus-Figur in neuem Licht zu präsentieren. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf der besonders interessanten Zeit der Spätantike, in der Orpheus nicht nur in der paganen, sondern ebenso in der christlichen Tradition populär war. Die Untersuchung überzeugt mit ihrem interdisziplinären Ansatz, der zu gleichen Teilen Texte und ikonographisches Material einbezieht.

Die Arbeit ist in zwei Teile gegliedert: Im ersten Teil («Par les images et par les textes», 9–108) werden die spätantiken Orpheus-Darstellungen in Bild und Text gesammelt. Die ikonographischen Dokumente zeichnen dabei ein überraschend stereotypes, ausgesprochen selten variiertes Bild: das des einsamen Musikers, umgeben nur von Tieren, die seine Hörerschaft bilden. Im Gegensatz zum Bildmaterial bewahren die Textzeugnisse die umfassende Tradition des Mythos (Orpheus' Abenteuer in der Unterwelt, sein grausamer Tod etc.). Im zweiten Teil («A la recherche de l'Orphée tardif», 109–157) wird der Versuch unternommen, den späten Orpheus zu charakterisieren. Orpheus tritt hervor als Musiker und Harmoniestifter sowie als Aussenseiter und als Grenzgänger in der Rolle eines Vermittlers zwischen Menschen- und Götterwelt. Die Studie schliesst mit einem umfangreichen Anhang (161–269), der einen Bild- und Textkatalog, eine ausführliche Bibliographie sowie diverse nützliche Indices enthält. Insgesamt eine gut recherchierte, materialreiche Arbeit.

Natalie Breitenstein

Olivier Bianchi/Olivier Thévenaz (éds.): **Mirabilia – Conceptions et représentations de l'extraordinaire dans le monde antique**. Actes du colloque international, Lausanne, 20–22 mars 2003, sous la direction de Philippe Mudry. ECHO 4. Peter Lang, Berne 2004. XII 342 p.

Issu de la dernière rencontre du réseau thématique *Le phénomène littéraire aux premiers siècles de notre ère*, cet ouvrage réunit vingt contributions de chercheurs des universités de Lausanne, Lille, Padoue, Perpignan, Picardie, Strasbourg et Trieste qui éclairent autant de facettes de l'imaginaire de l'époque impériale. En ouverture, J. Thomas présente les deux visages de la notion de *mirabilia*, l'une associée aux phénomènes naturels et à l'irruption du divin, l'autre liée à la *technê*. La majorité des articles traitent de la première catégorie. Une série de contributions analysent la réception de créatures fantastiques à Rome, dragons ailés (M. Elice), Cyclopes (I. Aurenty), ou questionnent la notion de normalité, de l'homosexualité féminine (S. Boehringer) à la lycanthropie (P. Balin), en passant par l'imprégnation par le regard (B. Maire). D'autres articles examinent la place des *mirabilia* dans le discours littéraire: valeur métaphorique du chant du cygne dans la rhétorique de la Seconde Sophistique (O. Thévenaz), de l'aimant chez Claudien (L. Cristante), utilisation subversive de revenants chez Pseudo-Quintilien (C. Schneider, C. Urlacher), foisonnement de créatures et de phénomènes extraordinaires dans les énigmes de l'Anthologie latine (M. Bergamin) et chez Philodème de Gadara (J. Delattre-Biencourt, D. Delattre). Les auteurs anciens offrent une gamme nuancée d'attitudes face aux *mirabilia*. Le refus de l'étonnement chez Sénèque (F. Toulze-Morisset) et Vitruve (M. Courrént) contraste avec l'admiration de Pliny l'Ancien (Ph. Mudry, V. Naas) et de Galien (J. Boulogne) devant la force créatrice de la Nature. Chez Sénèque, c'est le style qui devient *mirabile* (M. Steinerück). Avec le christianisme s'opèrent divers détournements, comme le démontrent une lecture de Flavius Josèphe par Voltaire (D. Bouvier), l'œuvre de Lactance (M. J.-L. Perrin) ou la figure du magicien Cyprien (D. van Mal-Maeder).
Véronique Dasen

Pierre Salat: **Poetarum Opificina**. L'atelier des poètes. Collection ERGA. Recherches sur l'Antiquité 4. Presses Universitaires Blaise Pascal, Clermont-Ferrand 2004. 301 p.

Cet ouvrage prend la suite de *Verborum ratio* (publié en 1991) en appliquant les méthodes statistiques à l'étude du vocabulaire des poètes latins. Un bref chapitre liminaire en rappelle les principes: la méthode suivie consiste à relever, pour chaque lemme étudié, sa fréquence chez un poète déterminé et à la comparer à sa fréquence dans une base servant de norme. Des écarts les plus significatifs se dégagent, à chaque extrémité de la chaîne dont chaque vocable est un maillon, des mots clés et des mots évités, dont Salat (S.) prend garde de préciser qu'ils ne sont qu'une partie du vocabulaire d'un texte dont d'autres facteurs (thématique, générique, stylistique, personnel) déterminent le choix. La méthode statistique n'est donc pas présentée comme une fin en soi, mais devrait servir de point de départ à une étude plus large, rendant notamment compte des différents sens qu'un mot peut prendre selon les contextes, les genres littéraires et les auteurs. Le traitement chiffré constitue toutefois l'essentiel de cet ouvrage, composé de huit monographies prenant la suite chronologique des quatre études (sur Térence, Lucrèce, Catulle et Virgile) que contenait *Verborum ratio*. Le corpus retenu pour ces nouvelles investigations couvre les *Odes* d'Horace, les élégies de Tibulle et Propertius, l'entier de l'œuvre d'Ovide, les tragédies de Sénèque, la *Guerre Civile* de Lucain, les *Argonautiques* de Valérius Flaccus et les *Satires* de Juvénal. L'examen statistique du vocabulaire de chacun des douze poètes étudiés entre les deux volumes permet à S. d'établir une liste de «mots sensibles», favorisés ou écartés selon des fréquences variables d'un auteur à l'autre.

Attentif au travail sur les mots qu'implique l'activité du *poeta* élaborant son œuvre, cet ouvrage, davantage conçu pour la consultation que pour une lecture suivie, rappelle enfin que si la poésie est œuvre d'artisan, la fréquence d'un mot ne dit pas grand chose en elle-même sur sa valeur poétique, qui bien sûr est davantage affaire de sensibilité que de chiffres.
Laure Chappuis Sandoz

*Dietz Otto Edzard: **Geschichte Mesopotamiens.** Von den Sumerern bis zu Alexander dem Grossen.* C. H. Beck, München 2004. 288 S., 13 Abb.

Was das Buch des im vergangenen Jahr verstorbenen Altorientalisten bietet, verrät der letzte Satz, der die «Geschichte Mesopotamiens» als Geschichte der Keilschriftliteratur» beschreibt. Der Verf. legt einen historischen Überblick vor, dessen Grundlage nahezu ausschliesslich und dessen Gegenstand weitgehend die keilschriftlichen Quellen sind.

Bei der Behandlung der Hauptepochen der Altorientalischen Geschichte recurriert Edzard (E.) regelmässig auf philologische Fragen, stellt Überlegungen zur Geschichte der Schrift an, und darüber, was Schrift- und Literatursprache im jeweiligen Zeitabschnitt gewesen sei, welche Textgattungen überliefert seien, über die Traditionen, in denen diese stünden, über die Sprachebene der erhaltenen Texte, Dialekteinschläge, Verständigungsmöglichkeiten und Sprachbarrieren. Daran anknüpfend geht E. der Frage nach den Trägern der jeweiligen Sprache(n), ihrem Ethnos und ihrer Herkunft nach.

Daneben werden Aspekte der Rechts-, Wirtschafts- und Religionsgeschichte behandelt, doch bleiben sie im Vergleich zu den philologischen Fragen Randthemen. Das archäologische Material wird von E. nur einseitig interpretiert – das Sitzbild des Idrimi ist «hässlich» (175), die Statue des Salmanassar «hochgradig abstossend» (184), was man zwar so empfinden mag, womit sich der Zeugniswert der Bildwerke jedoch nicht erschöpft. Dabei hätten archäologische Denkmäler die Keilschriftquellen, deren Unzulänglichkeit als Grundlage einer Geschichte des Alten Orients allgemein und insbesondere für das 3. Jt. v. Chr. immer wieder betont wird, im Hinblick beispielsweise auf Sozial-, Religions- und Technikgeschichte ergänzen können. Diese Möglichkeiten bleiben ungenutzt. Von dem Überblick über Geschichte, Gesellschaft und Kultur des Zweistromlandes, den der Titel des Buches erwarten lässt, bleiben Schrift und Sprache, dazu wird jedoch Lesenswertes gesagt.

Bruno Jacobs

*William V. Harris (éd.): **Rethinking the Mediterranean.** Papers from a conference organized by the Columbia University Center for the Ancient Mediterranean, September 21–22, 2001.* Oxford University Press, Oxford 2005. XXVI, 414 p.

Ce livre regroupe quinze études, dont plusieurs ont été rédigées en réaction ou en réponse au livre important mais controversé de P. Horden & N. Purcell, *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History* (Oxford 2001). L'approche des différents auteurs réunis lors de cette conférence est à la fois diachronique (4000 av. J.-C.–1500 apr. J.-C.), interdisciplinaire (histoire, archéologie, anthropologie, ethnologie) et comparatiste (Europe, Amériques, Extrême-Orient). Ce livre très riche et très érudit – dans les notes de bas de page, les références à la littérature scientifique récente sont en général plus nombreuses que les renvois aux sources antiques ou médiévales – s'adresse en priorité à des spécialistes, et son contenu ne saurait être résumé ici en quelques lignes. Je me limiterai donc à un pointage, parmi les études qui m'ont paru les plus immédiatement enrichissantes pour l'historien de l'Antiquité:

Harris critique les méthodes de Horden & Purcell, il rejette une partie de leurs conclusions à propos de ce qui constituerait, à leurs yeux, les caractéristiques spécifiques de la Méditerranée, et il plaide en faveur d'une approche ethnographique plus large (1–42). Abulafia s'intéresse au rôle de la mer elle-même en tant qu'espace de liaison et d'interaction entre les différents peuples côtiers dans l'Antiquité ainsi qu'à la fin du Moyen-Âge, tirant des parallèles avec le rôle joué par le désert du Sahara et par d'autres «mers intérieures», notamment au Japon et dans les Caraïbes (64–93). Bresson étudie les échanges à courte, moyenne et longue distance, il insiste sur les profits dégagés par ces échanges et il y reconnaît, contrairement à Horden & Purcell, un facteur d'instabilité en Méditerranée. Il tire ensuite des parallèles avec l'Atlantique et l'Océan indien (94–114). Van De Mieroop propose un survol de l'histoire du Proche-Orient ancien qui l'amène à la conclusion que la Méditerranée orientale et les empires proche orientaux faisaient partie d'un ensemble unifié dans la seconde moitié du deuxième millénaire av. J.-C., alors que ce n'était plus le cas au premier millénaire (117–140). Bowersock commente le sens des divisions est-ouest et nord-sud du bassin méditerranéen chez les auteurs antiques (167–178). Purcell étudie l'histoire de la taxation, de l'Antiquité au Moyen-Âge,

ainsi que son rôle dans la mise en contact du bassin méditerranéen avec les zones périphériques (200–232). Plus loin, il répond aux critiques formulées contre son livre (348–375). En conclusion, Bagnall analyse la place de l'Égypte dans cette entité méditerranéenne, constatant que la plupart des autres études réunies dans ce livre ne lui ont réservé qu'une faible attention (339–347). Pierre Sánchez

Robert Rollinger/Christoph Ulf (Hgg.): **Commerce and Monetary Systems in the Ancient World: Means of Transmission and Cultural Interaction.** Melammu Symposia V. Oriens et Occidens 6. Franz Steiner, Stuttgart 2004. 561 S.

Die Publikation enthält die während des 5. Symposions des *Assyrian and Babylonian Intellectual Heritage* Projektes gehaltenen Vorträge. Als Leitbegriff für dieses Projekt dient das sumerisch-akkadische Wort MELAMMU, das «göttlicher Glanz» bedeutet und seit der Mitte des 3. Jts. v. Chr. als ikonographisches Element in fast allen Religionen zu finden ist. Somit versinnbildlicht MELAMMU nicht nur die religiöse Kontinuität in Babylonien, sondern auch die kulturelle Interaktion zwischen Orient und Abendland, deren Erforschung das Projekt gewidmet ist und die mit dem Ausgreifen der Griechen nach Ionien/Westkleinasien im 1. Drittel des 1. Jts. v. Chr. begann (R. Rollinger, 20ff.).

Der chronologische Schwerpunkt des Symposions liegt daher in der 1. Hälfte des 1. Jts. v. Chr. (III. Mesopotamien und die Levante in der 1. Hälfte des 1. Jts. v. Chr., 113ff., IV. Griechische Archaik, 181ff. und VI. Levante, Ägypten und die Ägäis in der 1. Hälfte des 1. Jts. v. Chr., 231ff.). Vorgeschaltet ist ein Rückgriff auf die ältere (II. Mesopotamien im 3. Jts. v. Chr., 89ff.), angeschlossen ein Ausblick auf die jüngere Zeit (VII. Hellas und Achämeniden, Parther, Sasaniden und Rom, 293ff.).

Inhaltlicher Schwerpunkt des Symposions war die Handels- und Wirtschaftsgeschichte. Sie wurde thematisch breit angelegt und durch theoretische Untersuchungen untermauert (I. Wirtschaftstheorie, 31ff. und V. Wirtschaftstheorien in Anwendung auf die Klassische Antike, 195ff.). An die 21 Beiträge der o.g. Sektionen I.–VII. schliessen sich in der Sektion VIII., Spezielle Aspekte, 8 Einzelvorträge zu den verschiedensten Themen an, die von «Trade and Coinage on the Ancient «Silk Route»» (R. N. Frye, 405ff.) bis zu «Some Observations on the Image of the Assyrian and Babylonian Kingdoms within the Greek Tradition» (R. Bichler, 499ff.) reichen.

Alle Beiträge spiegeln spezielle Interessen und Forschungsschwerpunkte der Verfasser(innen) und erbringen eine reiche Fülle neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in vielen Details im Rahmen des Gesamtthemas der interkulturellen Bedeutung von Handel und Wirtschaft im Altertum.

Ursula Hackl

Geoffrey de Ste. Croix: Athenian Democratic Origins and other essays. Edited by David Harvey and Robert Parker. Oxford University Press, Oxford 2004. 464 S.

Beim anzuzeigenden Band handelt es sich um eine Aufsatzsammlung aus dem Nachlass des 2000 verstorbenen Oxforder Althistorikers Geoffrey de Ste. Croix. Die bisher unveröffentlichten elf Arbeiten zur griechischen Geschichte, davon sieben zur Genese und zum Wesen der athenischen Demokratie, wurden gemäss dem Vorwort der Herausgeber in den 1960er Jahren konzipiert und teilweise fast fertig gestellt. Andere, grössere Projekte des Verfassers haben dann die Publikation verhindert. Die Lücken von der Abfassung bis zur späten Herausgabe versuchen die Editoren mit einer aufdatierten Literaturliste und kurzen «Afterwords» zu den einzelnen Beiträgen wenigstens zu markieren.

Auch wenn die Texte nicht auf dem neuesten Stand sein können, lohnt sich die Lektüre. De Ste. Croix behandelt wesentliche Probleme der attischen Demokratie mit einer gründlichen Kenntnis der antiken Quellen und mit einer hartnäckigen Fragebereitschaft, die die vorgetragenen Thesen nicht überholt wirken lassen. Anregend ist beispielsweise die umfassend begründete Auffassung, wonach die solonischen Vermögensklassen auf einem «Gerstenstandard» beruhen, der nur für die oberste Klasse zahlenmässig fix festgelegt worden sei. Die Interessierten werden sich auch mit der Meinung auseinandersetzen müssen, dass Aeginas Oberklasse in klassischer Zeit nicht aus Grosshändlern, sondern aus einer reichen Grundbesitzerschicht bestanden habe, während der Handel in Händen von Metöken und mittleren Schiffskapitänen gewesen sei. Ähnliche, für die Geschichte der Demokratie grundlegende Fragen etwa zur Verfassung des Kleisthenes oder zum Quellenwert der *Athenaion poli-*

teia des Aristoteles werden ausgiebig diskutiert. De Ste. Croix kann damit seine Sichtweise der antiken Demokratie als vernünftiges und sachgerecht organisiertes System, das auf einer einfachen wirtschaftlichen Basis beruhte, überzeugend untermauern.

Leonhard Burckhardt

Nicholas F. Jones: Rural Athens Under the Democracy. University of Pennsylvania Press, Philadelphia 2004. XIV, 330 S.

Dieses interessante Buch geht dem Verhältnis zwischen Urbanität und Ländlichkeit im klassischen Athen nach und nimmt konsequent und gegen den Strich der nicht eben zahlreichen Quellen die Perspektive des Landes ein. Jones (J.) betont das «Anders-Sein» der attischen Chora und setzt eine – schon im Titel aufscheinende – hierarchische Beziehung voraus: die Stadt als der in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur dominierende Faktor beherrscht auch den Diskurs über den ruralen Raum und drückt entsprechend dem uns noch zugänglichen Material darüber den eigenen Stempel auf. Die Problematik ist gewiss nicht neu, sie wird aber selten zum Thema einer eigenständigen Arbeit gemacht. Darin liegt des Autors Verdienst. Er trägt eine Fülle von Gesichtspunkten zur Besiedlung Attikas, zur agrarischen Gesellschaft, zu Wahrnehmung und Realität der ländlichen Existenz oder zu religiösen Festen auf der attischen Chora zusammen, die mitunter etwas unkoordiniert nebeneinander stehen, und vermag aus der spärlichen Hinterlassenschaft viel zu gewinnen. Nicht immer wird man seinen Thesen, die notwendigerweise oft hypothetischen Charakter haben, folgen. Wenn z.B. von einem Patronagesystem auf dem Lande gesprochen wird, so lässt sich das nicht ausreichend belegen; die Behauptung, Einzelhöfe seien die wichtigste Siedlungsform auf dem Lande gewesen, beruht auf einer einseitigen Auswertung der archäologischen Quellen. Generell betont J. die Stadt und Land trennenden Momente gegenüber den verbindenden zu stark. Zu diesen zählen etwa gemeinsame politische Institutionen (u.a. das Phylensystem), die gerade keine Hierarchisierung kennen, oder die panathenäischen Feste, die politischen und militärischen Verpflichtungen, die Klammerfunktion der sozialen Elite oder die Märkte, die die beiden Seiten regelmässig miteinander in Kontakt brachten. Trotz dieser Kritikpunkte ist die Lektüre des Buches bereichernd; viele Lösungsvorschläge für die aufgeworfenen Probleme sind originell und sehr bedenkenswert.

Leonhard Burckhardt

Antje Kolde: Politique et religion chez Isyllos d'Epidaure. Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 28. Schwabe, Basel 2003. 448 S.

Die eine *Lex sacra* mit anderen Textsorten mischende Inschrift des Isyllos steht im Mittelpunkt von Koldes Studie, die aus ihrer Genfer Dissertation hervorgegangen ist. Sie enthält eine neue Textausgabe, einen Kommentar und drei Essays. Letztere befassen sich mit der literarischen Machart und Autorschaft des Textes, mit seiner Datierung und mit der Stellung des Asklepiosbildes der Inschrift in der griechischen Mythologie. Textdossiers mit anderen *Leges sacrae*, mit Quellen zu den Asklepios-Mythen und ein Anhang über den Beinamen Sôtér in der hellenistischen Herrscherpropaganda runden die Untersuchung ab. Leitmotiv ist bei allem der Nachweis, dass der bei Isyllos genannte König Philippos tatsächlich Philipp III. sei und die Inschrift damit in die Jahre um 280 gehöre. Jenes Kapitel, das den geschichtlichen Kontext kenntnisreich auffächert, ist denn auch das interessanteste. Hingegen fällt der Kommentar, trotz übertriebener Ausführlichkeit (über 200 Seiten für die 79 Zeilen der Inschrift) eher ab: wenig ergiebig sind etwa die manche abstruse Vermutung des 19. Jh.s mitschlep-penden Referate zu Namensetymologien (50f., 156–159), ebenso wirkt der Umgang mit den dialektalen Eigenheiten der Inschrift eher unbeholfen (z.B. 49, 56). Zur Metrik der Hexameter werden Autoren von Hesiod bis Nonnos verglichen, aber keine epigraphische Dichtung (24–30); und selbst der Vergleich mit anderen *Leges sacrae* bleibt im tabellarischen Aufreihen von gewiss interessantem Vergleichsmaterial stecken (107–113). Dazu kommt stellenweise ein voreilig historistisches Mythenverständnis – wenn etwa die Rückkehr der Herakliden einfach zum Spiegel der dorischen Wanderung wird (186f.) – oder eine eher unreflektierte Vorstellung vom Funktionieren von Auftragsdichtung (234). Doch trotz solch kleinerer Mängel legt Koldes unbestreitbar von grossem Fleiss zeugende Arbeit einen sicheren Grund für die künftige Forschung zu diesem Text.

Virgilio Masciadri

Daniel Ogden: Aristomenes of Messene. Legends of Sparta's Nemesis. The Classical Press of Wales, Swansea 2004. 243 S.

Der Messenier Aristomenes, der uns zur Hauptsache von Pausanias (Buch 4, Kap.14–27) überliefert ist, hatte sich im Kampf gegen Sparta hervorgetan und wurde dabei zu einem vielerorts verehrten Freiheitshelden. Seine von Legenden umrankten Taten wurden schon in der Antike sowohl in den ersten als auch in den zweiten Messenischen Krieg gesetzt – in der Forschung seit E. Schwartz (*Hermes* 34, 1899) wiederholt auch einem vermeintlichen Aufstand der Messenier um 490 v. Chr. zugewiesen. Die Überlieferung zu Aristomenes setzt jedoch erst mit Kallisthenes ein und ist derart verklärt, dass die Forschung oft mit einer Figur gerechnet hat, die erst nach der Befreiung Messeniens von der spartanischen Herrschaft im Jahre 370/369 v. Chr. konstruiert wurde.

Das vorliegende Buch befasst sich erstmals monographisch mit Aristomenes und geht über die – nicht zu klärende – Frage der Historizität hinaus (129), indem es die Bedeutung und Symbolik der verschiedenen Legenden in den Vordergrund stellt. Dabei wird auch deutlich, dass ein ganzes System von Erzählungen vorliegt (16), das auf volkstümlicher Überlieferung beruht (32) und offensichtlich schon vor der Neugründung Messeniens einsetzt (86, 129f.). Die Analyse der Aristomenes-Figur (Kap.3) zeigt, dass diese Züge des Kriegshelden Achill und des listigen Odysseus, z.T. aber auch der von Aesop bekannten fuchshaften Verschlagenheit trägt. Die Erzählungen führen weit über Messenien hinaus, wie gerade die auf Theben verweisende Episode von Aristomenes' Schildverlust (Kap.4) verdeutlicht (138ff.). Die Aristomenes-Legende ist aus Traditionen zusammengesetzt, die an ganz verschiedenen Orten der griechischen Welt – insbesondere auch im messenischen Exil (Rhegion, Messana [144ff.]) – entwickelt wurden (Kap.8).

In den ausführlichen Appendices wird zunächst der Aristomenes in den *Messenika* des Rhianos von Bene, der Hauptquelle des Pausanias, herausgearbeitet, dann in chronologischer Reihenfolge die Konstruktion des Aristomenes bei den antiken Autoren verfolgt und schliesslich auch auf das Nachleben des Aristomenes in der englischen Literatur eingegangen. Die Figur des Aristomenes wird insgesamt auf eine solide Basis gestellt, die nicht nur zahlreiche Bezüge und Deutungsmuster für die einzelnen Teile der Legende herausarbeitet, sondern auch für die Interpretation anderer Helden fruchtbar gemacht werden kann.

Lukas Thommen

Gustav Adolf Lehmann: Demosthenes von Athen. Ein Leben für die Freiheit. Biographie. C.H. Beck, München 2004. 284 S., 7 Abb., 3 Karten

Nach einer langen Zeit der Vernachlässigung, ja der Missachtung, findet die athenische Demokratie des 4. Jh. zunehmend das Interesse und die Anerkennung der Forschung. Lehmann (L.) stellt das Leben und das politische Wirken des Demosthenes ganz selbstverständlich in ihren Rahmen, welcher für seine Erfolge wie auch sein Scheitern konstitutiv war. Klar und spannend, aber nie präntiös erzählt er von einem Mann, der die immer noch beachtlichen, aber letztlich doch unzureichenden Mittel Athens gegen die aufsteigende makedonische Macht eines Philipps II. und Alexanders d.Gr. zu mobilisieren suchte und dafür auch die Anerkennung seiner Mitbürger gerade nach der Niederlage bei Chaironeia gefunden hat. Besonders gut arbeitet L. heraus, dass Demosthenes dabei nicht nur mit seiner Redekunst, sondern auch mit einem weitgespannten Netz persönlicher Verbindungen in ganz Griechenland und bis in die Umgebung der makedonischen Machthaber agierte, sich aber gerade dies in der direkten Demokratie Athens als problematisch erwies. Informative Kapitel zum Demosthenesbild in Antike und Neuzeit rahmen eine Biographie, die auch in den gut ausgewählten Nachweisen der Anmerkungen die souveräne Kennerschaft von L. erweist. Jürgen v. Ungern-Sternberg

Konrad Vössing: Mensa Regia. Das Bankett beim hellenistischen König und beim römischen Kaiser. Beiträge zur Altertumskunde 193. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. 627 S., 15 Taf.

Die Düsseldorfer Habilitationsschrift hat sich zum Ziel gesetzt, «die oft behauptete Genese und Kontinuität auf dem Gebiet der Herrschaftsrepräsentation in dem für das königliche und kaiserliche Selbstverständnis zentralen Bereich des gemeinsamen Mahls zu überprüfen» (13). Zugrunde liegt die Vorstellung, dass über die Analyse der Beschreibung von Herrscherbanketten «einiges über das tatsächliche, über das erstrebte oder propagierte und über das von den Quellen tradierte Verhältnis des

Herrschers zu seinen Untertanen» (12) in Erfahrung zu bringen sei. Die Studie ist im Wesentlichen in drei Teile gegliedert: Untersucht werden das griechische Herrscherbankett (27–186), das Bankett der römischen Oberschicht (187–264) und der Tisch des *princeps* (265–539).

Als Vorläufer des hellenistischen Königsmahls, das im Zentrum des Interesses des ersten Teils steht, sieht Vössing (V.) so verschiedene Banketttypen wie das die Egalität der Teilnehmer betonende klassische Symposion, die makedonische Speisung der Gefolgsleute, das persische Königsmahl mit seiner Inszenierung der Macht des Grosskönigs und die Bankette Alexanders, die makedonische und persische Elemente vereinigten. V. zeigt, dass die Eigenheit der hellenistischen Königsbankette in der variablen Funktionalisierung dieser Typen lag.

Nach der politischen und sozialen Verortung des Gastmahls der römischen Oberschicht wendet sich V. ganz dem Tisch des *princeps* zu. Wie schon in Bezug auf das hellenistische Königsmahl werden die Quellen nach verschiedenen Aspekten des kaiserlichen Banketts befragt, so dass sich – ähnlich wie im ersten Teil – folgende Unterkapitel ergeben: Einladung und Gäste, Räumlichkeiten, Ausstattung, Platzordnung und Tischsitten, Speisen und Getränke, Verhalten und Eingriffe des Kaisers, Tischgespräche, Unterhaltungsprogramm, Bedienstete, Geschenke, Opfer und Gebete. Das Gastmahl wird also gleichsam seziiert. Das Vorgehen ist so gewählt, dass für jeden dieser Einzelaspekte der Reihe nach zu sämtlichen Kaisern bis Severus Alexander Informationen geliefert werden, soweit die Quellen dies zulassen. Dabei wird nur ansatzweise hinsichtlich der unterschiedlichen Perspektive und Funktion der Quellen differenziert. Hier liegt im Grunde denn auch der schwächste Punkt der Arbeit: Nicht nur, dass dieses repetitive Verfahren den Leser ermüdet und der Studie eher den Charakter eines Nachschlagewerks gibt. Aufgrund dieser Konzeption wird bezüglich einzelner Kaiser und der betreffenden Teilaspekte des Banketts ein Wissen suggeriert, das es so gar nicht gibt, da einige Quellen, wie V. teilweise selbst festhält (z.B. 415), jeder historischen Basis entbehren. Entsprechend stellt sich die Frage nach dem Erkenntniswert: Dieser liegt eher bei der analysierten Quelle selbst, was noch stärker in den Fokus der Untersuchung hätte gerückt werden müssen, als V. es tut.

Seraina Plotke

Véronique Dasen (Hg.): **Naissance et petite enfance dans l'Antiquité**. Actes du colloque de Fribourg, 28 novembre–1^{er} décembre 2001. Orbis Biblicus et Orientalis 203. Academic Press, Fribourg 2004. 417 S.

Véronique Dasens Publikation *Naissance et petite enfance dans l'Antiquité* versammelt die Beiträge eines Kolloquiums, welches ein seit längerem laufendes interfakultäres Projekt mit dem Titel *Naître en 2001* an der Universität Fribourg abschliesst. Es ist der zweite Band, der innerhalb dieses Projekts nun vorliegt.

Geburt und frühe Kindheit in der Antike zählen zu den Forschungsschwerpunkten von Dasen. Sie hat nicht nur die interdisziplinäre Diskussion über diese Themenbereiche angeregt, sondern dieselbe mit eigenen Beiträgen bedeutend beeinflusst, zuletzt mit der eben publizierten Habilitation *Jumeaux, Jumelles dans l'Antiquité grecque et romaine* (Zürich 2005).

Dem notwendigen interdisziplinären Umgang mit einem derart immensen Forschungsgebiet wird der vorliegende Sammelband in mehrfacher Hinsicht gerecht. Neben bekannten äussern sich auch jüngere Forscherinnen und Forscher zu Themen wie Schwangerschaft, Zeugung, Wahrnehmung des Foetus, Geburtshilfen, Säuglingssterblichkeit aus dem Blickwinkel der Medizingeschichte, der Körpergeschichte, der Mythologie, der Rechtsgeschichte, der Geschlechterforschung, der Pädagogik, der Sozialgeschichte, der Religionshistorie. Die Einzelstudien sind sowohl für sich interessant und erhellend zu lesen, als sie, was nicht jedem Sammelband gelingt, den Eindruck vermitteln, miteinander im Gespräch zu stehen. Insgesamt fühlt man sich am Puls gegenwärtiger Forschungen, was mit einer Bibliographie der Herausgeberin über die letzten zehn Jahre Forschung zum Thema Geburt und frühe Kindheit unterstrichen wird.

Eingeteilt sind die Beiträge nach antiken Kulturen, von Ägypten, Babylon und Assyrien über die griechischen und römischen Gesellschaften bis zur byzantinischen Welt. Im numerischen Übergewicht an Beiträgen zur griechischen und römischen Antike reflektiert sich eine generelle Tendenz der bisherigen Forschungen zur Kindheit in der Zeit der Antike. Wünschenswert wäre, dass in Zukunft

die ebenfalls zunehmenden Studien über Kinder in den antiken jüdischen und christlichen Gesellschaften vermehrt miteinbezogen werden.

Christina Tuor-Kurth

Katrin Frommhold: Bedeutung und Berechnung der Empfängnis in der Astrologie der Antike. Orbis antiquus 38. Aschendorff, Münster 2004. VII, 296 p.

Dans l'astrologie antique, quel ciel détermine le destin d'un être humain, celui de sa naissance ou celui de sa conception, comme le suggère l'exemple d'Auguste qui fit du capricorne son emblème officiel, alors qu'il naquit un 23 septembre dans le signe de la balance? Pour répondre à cette question, K. Frommhold a dressé un bilan bienvenu des témoignages littéraires relatifs aux horoscopes de conception dans l'astrologie grecque et romaine. L'ouvrage, issu de sa thèse de doctorat soutenue à l'Université de Münster, se compose de trois parties centrales. Après avoir situé l'apparition des plus anciens thèmes de conception à l'époque séleucide, quand savoirs chaldéens et grecs se rencontrent, un premier chapitre analyse la position nuancée de Ptolémée pour qui le moment déterminant de la conception se reflète dans la configuration du thème de naissance, le seul capable d'être établi avec certitude. Le chapitre suivant examine les différentes manières de calculer la durée d'une grossesse et les moyens d'en déduire le moment de la fécondation. Des quatre méthodes attestées, la plus influente est la règle de Pétoisiris qui se base sur les analogies entre le ciel de conception et le ciel de naissance. Le moment précis de la conception étant difficile, voire impossible à déterminer, ces méthodes ont suscité de vives controverses dans l'Antiquité déjà. La troisième partie analyse l'horoscope de conception de Romulus, rapporté par Plutarque, qui présente, selon le calendrier adopté, des correspondances intentionnelles avec celui présumé d'Auguste. La conclusion s'ouvre sur une piste à explorer: si Auguste afficha probablement son signe de conception dans la propagande officielle, il reste à expliquer pourquoi il choisit le capricorne. Ce livre clair, assorti d'indices (locorum, nominum et rerum) et d'une utile bibliographie, parvient à rendre accessible un sujet pointu.

Véronique Dasen

Michael Rathmann: Untersuchungen zu den Reichsstrassen in den westlichen Provinzen des Imperium Romanum. Beihefte der Bonner Jahrbücher 55. Philipp von Zabern, Mainz 2003. VIII, 324 S., 3 Beilagen

Mit der vorliegenden Dissertation legt Rathmann (R.) eine umfassende und äusserst gründlich gearbeitete Studie vor, die alle wichtigen Aspekte im Hinblick auf die Erforschung der römischen Reichsstrassen (*viae publicae*) im Westen des römischen Kaiserreiches thematisiert. Nicht immer sind dabei grundlegend neue Erkenntnisse möglich, doch trägt die Untersuchung von R. durch eine exakte Formulierung der relevanten Fragen und eine intensive Analyse der Quellen zur Präzisierung des bisherigen Forschungsstandes bei und gewinnt neue Perspektiven. Nach der knappen Einleitung (= Kap. 1) beschäftigt sich R. in Kap. 2 primär mit der antiken Begrifflichkeit und Definition von Reichsstrassen sowie damit verknüpften Problemen (z.B. der Beteiligung des Militärs am Strassenbau). Kap. 3 bildet mit knapp 100 Seiten den grössten und zentralen Teil der Untersuchung und befasst sich eingehend mit der Verwaltung der Reichsstrassen (republikanische Administration, Rolle und Aktivitäten der Kaiser, Aufgaben und Bedeutung der Statthalter sowie der Gemeinden des Reiches). In Kap. 4 folgen Überlegungen zur schwierigen Frage der Finanzierung von Reichsstrassen. Da jedes Kapitel bzw. Unterkapitel eine separate Zusammenfassung liefert, ist auf ein Fazit am Ende der Monographie bewusst verzichtet worden. So bietet Kap. 5 das Literaturverzeichnis, dem als Kap. 6 ein ausführlicher Anhang mit Listen der durch Meilensteine dokumentierten Statthalter und Kaiser folgt (149–292). Detaillierte Indices sowie drei nützliche Karten mit einer schematischen Darstellung des Strassennetzes aufgrund von Meilensteinen, *Itinerarium Antonini* und *Tabula Peutingeriana* beschliessen den Band.

Anne Kolb

Alexander Demandt/Andreas Goltz/Heinrich Schlange-Schöningen (Hgg.): Diokletian und die Tetrarchie. Aspekte einer Zeitenwende. Millennium-Studien 1. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2004. X, 260 S.

Dieses Buch mit Beiträgen, die anlässlich eines Symposiums in Split (April 2003) erarbeitet worden sind, ist schon deshalb zu begrüssen, weil Diokletian, ein Scharnier in der Geschichte der westlichen

Monarchie, im Schatten Konstantins, des königlichen Helden *par excellence*, stets eine schwerer greifbare Figur geblieben ist. Der Band, der die wissenschaftliche Diskussion um diesen «schon unter den Zeitgenossen umstrittenen» (X) Kaiser beleben will, kann keine Gesamtdeutung sein, ist aber auch keine konzeptlose Sammlung. So bietet W. Kuhoff einen sachlich kenntnisreichen Überblick über Stand und Perspektiven der Forschung, der auch die «Singularität» der politischen Schöpfung (der «Tetrarchie») betont (17). Einer Schöpfung, welche im Beitrag B. Bleckmanns als strategischer «Strukturfehler der Mehrherrschaft» (75) und als Hypothek für die Folgezeit herausgestellt wird. Während hier eher die Perspektive des Niedergangs erahnbar wird, bemüht sich A. Demandt, Diokletian durch eine betont «gutwillige Deutung» (6) als Reformers in eine europäische Perspektive zu stellen. Damit knüpft er an das Diokletian-Bild des 19. Jh.s an, für welches nach dem Beitrag H. Lepins Diokletian ein «stiller, aber erstaunlich breit anerkannter Held» war (204), dem man als Schöpfer von «Staatsordnung» auch die Christenverfolgung nachsah. Letztere wird von R. Brato in ihren Auswirkungen für die Donauprovinzen untersucht (dazu ein umfassendes Opferverzeichnis im Anhang), mit erhellenden Einblicken in die letztlich ineffiziente Durchführung. Der Band umfasst im weiteren Beiträge von: N. Cambi zur Namenstransformation Diokletians; H. Brandt mit Anmerkungen zum Preisedikkt; S. Corcoran zur Publikation von Rechtscodices unter der Tetrarchie; A. Goltz zu den germanischen Akteuren auf der «Völkerwanderungsseite»; J. Belamaric mit der These, der Palast in Split habe eine Textilmanufaktur für militärischen Bedarf enthalten; G. Nikšić mit Aufschlüssen, die sich den Restaurateuren zu Split ergaben; H. Schlange-Schöningen zur Diokletian-Rezeption in der konstantinischen Dynastie. Hervorheben möchte ich den Beitrag von F. Kolb über den Kaiser als Wesen «mit göttlicher Substanz» (35), der überzeugend den Bogen von der Tetrarchie bis zu Theodosius schlägt und eine ziemlich einheitliche Struktur der Herrschertheologie über die Konstantinische Wende hinaus nahelegt. Das verdienstvolle Buch enthält auch ein Register.

Alfred Schmid

Philippe Borgeaud: Exercices de mythologie. Editions Labor et Fides, Genève 2004. 224 S.

In diesem Band versammelt Philippe Borgeaud (B.) eine Reihe von Einzeluntersuchungen; mehrheitlich beruhen sie auf früher publizierten Arbeiten, die allerdings zum Teil stark überarbeitet wurden. Neu sind die Einführung, die am Beispiel von Ikarios und Dionysos eine Bestimmung des Begriffs «Mythos» für das klassische Altertum entwickelt, und eine Untersuchung über Pan und die Auffassung der Griechen vom «Ethos» der Musik. Die übrigen Kapitel handeln vom Labyrinth-Mythos, von Kindern, die durch Bienen wunderbar mit Honig genährt werden, von Rhesos sowie von Plutarchs Bericht über den Tod des Grossen Pan; nach Rom führt ein Abschnitt über das der Sage nach beim Bau des Jupitertempels auf dem Kapitol gefundene Menschenhaupt. Wie man sieht, gilt B.s Hauptinteresse Mythen, die im kanonischen Bild der griechischen Mythologie eher am Rande stehen. Eine geschlossene Doktrin, wie die Geschichten zu deuten sind, trägt er nicht vor, sondern erprobt verschiedene Wege: Während das Kapitel über das Labyrinth noch im Geist Eliades gearbeitet ist, schliesst jenes über den Honig eng an die Frageweise der «Jardins d'Adonis» an, und rufen die Überlegungen zum Mythos vom Capitolium Dumézils Dreifunktionentheorie auf; rezeptions- und wissenschaftshistorisch orientiert sich dagegen der Essay über den Grossen Pan. Von demselben Interesse an Methodengeschichte zeugt das Abschlusskapitel des Buchs, das den Bogen zum Labyrinth zurück schlägt, indem es ein aus der Erinnerung des Autors sehr persönlich gefärbtes, kritisches Porträt von Mircea Eliade zeichnet. Im Einzelnen gibt B. dem Narrativen viel Raum, breitet gelegentlich ein Mythendossier mehr aus, als es zu analysieren; umgekehrt bringt diese Vorliebe für das Erzählerische mit sich, dass das Buch ausgesprochen angenehm zu lesen ist. So fügen sich seine acht Kapitel am Ende zu einem Panorama, das ein anschauliches und attraktives Bild von einigen wichtigen Tendenzen heutiger Mythenforschung gibt.

Virgilio Masciadri

Karl Christ: Pompeius. Der Feldherr Roms. Eine Biographie. C. H. Beck, München 2004. 246 S., 6 Abb., 4 Karten

Nach Sulla und Caesar würdigt Christ (Ch.) nunmehr in Pompeius auch den dritten der grossen Feldherrn, die dem Römischen Reich in den letzten Jahrzehnten der Republik die Ausdehnung gegeben haben, die es dann, nach einer nochmaligen Eroberungsphase unter Augustus, im wesentlichen für lange Zeit bewahrt hat.

Er schildert den manchmal übereilten Wagemut der Anfangsjahre ebenso wie das Organisationsgenie und den Blick für die Erfordernisse des Reichsganzen während der weiträumigen Feldzüge der 60er Jahre und endlich das Scheitern in der Auseinandersetzung mit Caesar, das Ch. wesentlich dem Misstrauen und der Disziplinlosigkeit der Republikaner im Lager des Pompeius zuschreibt.

Selbstverständlich werden dabei stets die Verflechtungen mit den Vorgängen in Rom selbst berücksichtigt, wo Pompeius nach dem (allzu) raschen Aufstieg nie die Verhaltenssicherheit erwarb, die im Umgang mit den erfahrenen Politikern im Senat notwendig gewesen wäre. Auch hier stellt Ch. aber mehr die Uneinsichtigkeit der Optimaten heraus, die Pompeius zunächst in die Arme von Caesar und Crassus trieben und dann den Bruch zwischen den beiden verbliebenen Machthabern provozierten. Er selbst wird mit Sympathie geschildert – ein Mann, der Grosses im Rahmen der Republik leisten wollte und geleistet hat, dabei aber nie die überragende Stellung in Rom zu konsolidieren verstand, die er beanspruchen zu können glaubte, und der schliesslich an einem noch Grösseren scheiterte.

Ch. hat aus gründlicher Kenntnis eine angenehm zu lesende Biographie vorgelegt, die nur empfohlen werden kann.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

Gunnar Seelentag: Taten und Tugenden Traians. Herrschaftsdarstellung im Principat. Hermes Einzelschriften 91. Franz Steiner, Stuttgart 2004. 556 p.

This book examines the representation of Trajan's rule in terms of a "system of acceptance", a concept defining the Roman political culture during the Empire. Ch. 1 introduces the "system of acceptance" which rests on the communication between the emperor on the one hand, and the senate, the army and the Roman plebs on the other, in their attempt to reach a consensus. Each party expresses both its approval and its requests in a process which Seelentag (S.) calls "affirmative demand". In Ch. 2, based on pertinent coinage and selected letters from Pliny's correspondence with Trajan, S. explores the making of the new *princeps'* image during the period from the emperor's accession to power until his first arrival in Rome. Ch. 3 offers a close reading of the *Panegyricus*. Published no later than September 100, the speech is not Pliny's personal *gratiarum actio* for having received the consulship, but is to be seen as part of the ongoing communication between the entire senate and the emperor. It no less voices the expectations on the part of the senators as it confirms the public image of Trajan. Ch. 4 presents an analysis of Trajan's Forum as a manifestation of the emperor's military prowess, civil largesse and overall excellence, as well as a justification of his political position. Individual components of this architectural ensemble – e.g. Trajan's Column – are traced back to their models in order to demonstrate the significance of each piece within the Forum's imperial ideology. Ch. 5 offers a discussion of Trajan's *nummi restituti*, "restored coinage", which reproduces types of earlier periods intended to advertise and explain current policies. A web of subtle links between the depicted motifs and contemporary events suggests that the coins were issued simultaneously in or around 112. An epilogue, Ch. 6, reflects on the mechanisms effecting the (de-)construction of an emperor's public image.

Few misinterpretations or inconsistencies are to be found (compare e.g. 135 and 153 on the conquest of Germany), and these do not affect the argument as a whole or limit the value of this well conceived book.

Mehran A. Nickbakht

Barbara E. Borg (Hg.): **Paideia: The World of the Second Sophistic**. Millennium-Studien 2. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2004. 494 S.

Die Aufsätze des vorliegenden Bandes wurden mehrheitlich an einer Tagung unter dem Titel *Paideia* im März 2003 in Heidelberg vorgetragen und nun für die Publikation mit weiteren Beiträgen ergänzt. Die gemeinsame Basis bildet die Feststellung, dass das Phänomen der Zweiten Sophistik sich im Begriff der «paideia» kristallisiert und sich nicht nur an den von Philostrat in seinen *Bioi* porträtierten Personen studieren lässt, sondern zudem über den Bereich der Literatur, Philosophie und Rhetorik hinausgeht. Der Band ist in fünf Abschnitte gegliedert, in denen mit den verschiedenen Zugangsweisen der vertretenen Fächer und mit interdisziplinären Ansätzen versucht wird, Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten und Differenzen zu erklären: Untersucht werden die Bedeutung der griechischen Identität, die Sichtbarkeit des Phänomens ausserhalb des geschriebenen und gesprochenen Wortes und die Orte, an denen sich Aspekte dieses Habitus besonders deutlich manifestieren. Weiter werden Körperpraktiken analysiert, die im Bereich des Sports, der bildenden Kunst und der Medizin sichtbar werden. Das System der Patronage wird differenziert und einerseits aus der Perspektive der Literaten, andererseits aus derjenigen der Philosophen dargestellt. Eine Bibliographie und verschiedene Indices schliessen den Band ab, der nicht nur durch die Beiträge namhafter Kenner des Themas besticht, sondern durch die bereits während der Tagung anregende und fruchtbare Diskussion der verschiedenen Disziplinen untereinander.

Ruth E. Harder

«**Aus dem Freund ein Sohn**». Theodor Mommsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Briefwechsel 1872–1903. Erster und zweiter Band. Herausgegeben und kommentiert von *William M. Calder III* und *Robert Kirstein*. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Hildesheim 2003. LI, 763 S.

Es liegt hier ein besonders gelungenes Exemplar der von W. M. Calder III allein oder mit Forschungsassistenten besorgten Briefeditionen vor. Die Briefe der beiden Meister ihres Faches sind mit beeindruckendem Wissen sorgfältig kommentiert, mit Indizes erschlossen und enthalten gegenüber der 1935 von Ed. Schwartz vorgelegten Ausgabe, die «Zeugnisse eines grossen Schaffens» als «ein Besitz für immer» bieten sollte, den ungekürzten, nicht entschärften Text sowie eine erhebliche Zahl seither wieder neu entdeckter Schreiben. Einige Lücken freilich konnten nicht geschlossen werden, denn als Wilamowitz das Material für die Abfassung seiner 1929 erschienenen «Erinnerungen 1848–1914» sichtete, scheint er einige Schreiben beseitigt zu haben. Dennoch ist der Briefwechsel reich und bietet viel. So ist er beispielsweise ein spannendes Zeugnis für die Verbindung von Wissenschaft mit einer spezifischen Lebensform. Die beiden grossen Gelehrten, verbunden auch durch die Ehe der ältesten Tochter Mommsens, Marie, mit Wilamowitz, haben immer gelesen und geschrieben und dabei ihre Interessen konsequent verfolgt. Familie, Forschung, Karriere, Politisches und Einflussnahme im Dienstlichen gehen Hand in Hand. Konkurrenz und unterschiedliche Meinungen gehören dazu. Der Jüngere kritisiert Texte des Älteren, dieser übernimmt oder weist zurück. Beide wollten eine umfassende Rekonstruktion der Antike, Mommsen als Jurist und Historiker, Wilamowitz als Philologe. Mommsen schätzte wissenschaftliche Zentren, Wilamowitz lehnte sie ab. «Servilismus» bedrückte sie, «Willkürregiment» in der Wissenschaft entfachte ihre Empörung. Eine scharfe Feder wussten beide zu führen, sogar wenn am 16. 4. 1878 Mommsen den Jüngeren mahnt, auf Polemik zu verzichten: «Gestatte Kirchhoff oder mir, dass wir vorher sehen, was Du druckst und dass wir Dir raten dürfen ... Wir dürfen ja alle einander vertrauen». Freilich nicht allen: «Die gelehrte Schriftstellerei ist ein pervertierendes Gewerbe ... Die grosse Menge der Collegen ist gemein und gering, und das Geschäft dazu angethan, diese Eigenschaften zu schöner Blüte zu entwickeln ... ». Für die Argumente im Einzelnen greife man zur Edition!

Beat Näf

Wilfried Stroh: Baldeana. Untersuchungen zum Lebenswerk von Bayerns grösstem Dichter. Herausgegeben von Bianca-Jeanette Schröder. Münchner Balde-Studien IV. Herbert Utz Verlag, München 2004. 382 S.

Zum 400. Geburtstag Jacob Baldes im Jahr 2004 gab es eine Reihe von Feierlichkeiten und Publikationen. In vielen Fällen war Wilfried Stroh, einer der besten Balde-Kenner und wohl der glühendste Anhänger des bayerischen Neulateiners, die treibende Kraft. Im vorliegenden Band vereinigt Stroh seine bisherigen Beiträge zu Jacob Balde, die in einem Vierteljahrhundert intensiver Auseinandersetzung mit dem Dichter entstanden sind. Neben zwölf bereits – allerdings nicht immer an leicht zugänglichen Orten – veröffentlichten Arbeiten, die von Jugendwerken Baldes bis zu einer Untersuchung des von ihm halb im Scherz und halb im Ernst gegründeten Magerkeitsvereins reichen, findet sich auch die Erstpublikation einer umfangreichen Studie zum dramatischen Schaffen des Dichters, das oft im Schatten seiner Lyrik steht. Die übrigen Beiträge hat der Autor neu durchgesehen und durch Zusätze auf den aktuellen Stand gebracht. Ihre Art, Methode und Zielsetzung ist, wie bei einer solchen Sammlung zu erwarten, sehr unterschiedlich. Nicht immer ging es dem Autor, wie er selbst vorausschickt (5) um tief schürfende Erkenntnisse, da es oft galt, Balde einem grösseren Publikum vorzustellen. In der Mehrheit der Beiträge wird aber auch der versierte Baldeaner wichtige Anregungen erfahren. Beispielsweise sei auf die diskutabile, aber reizvolle These hingewiesen, dass Baldes frühes Theaterstück *Iocus serius theatralis* (1629) von Ovids *Metamorphosen* inspiriert sei (261–264). Strohs Darstellung ist meist gut argumentiert und akribisch, immer schwungvoll und hervorragend leserlich. Am Ende des Bandes stehen ein tabellarischer Lebenslauf Baldes und eine aktualisierte Fassung der von Stroh erstmals für den Neudruck von G. Westermayers Balde-Biographie zusammengestellten Bibliographie (gegliedert in ein «Repertorium der Werke Baldes» und «Literatur zu Jacob Balde»). Ein Versehen im Repertorium ist, dass die auf Seite 312 angekündigten Verweise auf die Seiten, in denen ein Werk bei Westermayer besprochen wird, fehlen. Für diese Angaben muss man auf die ursprüngliche Bibliographie im Anhang des Neudrucks von Westermayer zurückgreifen oder die im Internet zugängliche Version des Repertoriums abrufen (http://www.klassphil.uni-muenchen.de/~stroh/balde_rep.htm). Ein Autoren-, Orts- und Namensregister erschliessen den für alle Balde-Forscher unverzichtbaren Band.

Stefan Tilg

Victoria Panagl: Lateinische Huldigungsmotetten für Angehörige des Hauses Habsburg. Vertonte Gelegenheitsdichtung im Rahmen neulateinischer Herrscherpanegyrik. Europäische Hochschulschriften Reihe XV: Klassische Sprachen und Literaturen 92. Peter Lang, Frankfurt am Main 2004. 462 S.

Die leicht überarbeitete Diss. enthält nach einem Abriss zur Musikpflege an den Höfen der habsburgischen Erzherzöge und Kaiser literarische und musikalische Analysen von über 80 Huldigungsmotetten des Zeitraums zwischen 1439 und 1612 in chronologischer Folge. Die philologisch wie musikwissenschaftlich ergiebige Studie zeigt, dass sowohl die Texte als auch deren Vertonungen prinzipiell auf einem hohen Niveau angesiedelt sind. Die Textdichter dokumentieren in der Regel eine intime Vertrautheit mit der antiken lateinischen Literatur (vor allem mit Horaz und Vergil); die Komponisten zeigen sich jeweils auf der Höhe der Zeit, was die Verfügung über die Mittel der musikalischen Rhetorik betrifft. Der dominierende Rekurs auf die augusteische Dichtung wird nur vordergründig der dem Genre notwendigerweise inhärenten panegyrischen Topik dienstbar gemacht; wichtiger sind die Verbindungen auf der politisch-ideologischen Ebene.

V. Panagls Arbeit basiert auf einer immensen Recherchetätigkeit, die Hochachtung abnötigt. Allerdings entspricht die sprachlich-stilistische Präsentation nicht immer dem Niveau, das man von einer gedruckten Diss. erwarten darf. Davon abgesehen, dass orthographische Fehler mit «freigibiger» (sic!) Hand über den Text verteilt sind, formuliert P. oft unbeholfen. Die Möglichkeit, syntaktische Strukturen durch die Verwendung geeigneter Satzzeichen – des Semikolons etwa – deutlich bzw. eindeutig zu machen, hat die Autorin noch nicht für sich entdeckt. Sätze, interpungiert wie «In jedem Fall wäre es einfacher, wüsste man über den Sprecher Bescheid, so muss die Besprechung dieser Motette leider unbefriedigend bleiben.» finden sich nahezu auf jeder Seite. Bei den zumeist sehr überzeugenden Beobachtungen zur musikalischen Gestaltung hätte man sich gelegentlich mehr Selbstbe-

wusstsein in der Vertretung eigener Interpretationsvorschläge gewünscht. In der Beherrschung der lateinischen Grammatik sind bei den Übersetzungen und Kommentaren der zugegebenermassen nicht immer einfachen Texte einige Defizite sowohl im Bereich der elementaren Formenlehre als auch der Syntax zu konstatieren. Dieses sicher lange konkurrenzlos bleibende Werk bedarf eines kritischen Benutzers.

Werner Schubert

Minna Skafte Jensen: Friendship and Poetry. Studies in Danish Neo-Latin Literature. Edited by Marianne Pade, Karen Skovgaard-Petersen and Peter Zeeberg. Renæssancestudier 12. Museum Tusulanum Press, Copenhagen 2004. 274 S.

Aus Anlass ihrer Emeritierung haben Schüler und Kollegen der grossen dänischen Humanismus-Forscherin (S. J.) diese Sammlung kleiner Schriften gewidmet, die zwischen 1984 und 2001 in verschiedenen Sprachen erschienen sind und zum Teil neu überarbeitet wurden. Dänische Texte wurden für die Sammlung von J. D. Kendal ins Englische übersetzt und damit einem breiteren Publikum zugänglich gemacht, was nur zu begrüßen ist. Denn S. J., die fast immer von einem konkreten Text ausgeht, diesen aber nie ohne sein literarisches, soziologisches und realhistorisches Umfeld betrachtet, versteht es, die geistige Welt des 16./17. Jh.s, gerade im Blick auf uns heute befremdlich erscheinende Details, verständlicher zu machen. Besonders am Herzen liegt ihr, wie der Titel des Buches andeutet, die in den Gedichten zutage tretende Konzeption von Freundschaft, zwischen gleichaltrigen Dichterkollegen, zwischen Lehrer und Schüler oder auch zwischen Dichter und adeligem Gönner. Da steht ein geradezu homoerotisch anmutender Gefühlsüberschwang direkt neben einem nicht zu übersehenden Opportunismus des *do ut des* – der eben noch angehimmelte Freund steht nur so lang auf der Adressatenliste eines Gedichtbandes, wie sein Name oder Einfluss dem Dichter Ansehen und Vorteile verschaffen kann. S. J. nähert sich dem Rätsel nicht nur auf der Ebene der literarischen Konvention, sondern berücksichtigt auch die soziale Lage der Dichter ebenso wie ihr von einem strengen Protestantismus geprägtes religiöses Umfeld – Freundschaftsdichtung dient nicht selten als Substitut für Liebesdichtung («A Neo-Latin Wedding Poem», 9–15; «Humanist Friendship in Sixteenth-Century Denmark», 37–57; «The Alchemy of Love. Tycho Brahe's *Urania Titani*», 165–184; «Amicizia e amore nella poesia latina danese del Cinquecento», 185–199; «Eine humanistische Dichterverfreundschaft des siebzehnten Jahrhunderts», 201–226). Besonders überzeugend sind auch die Darlegungen anhand eines zweisprachigen Epitaphs wohl von Peder Hegelund (1542-1614): Nicht nur ist die Wahl des Lateinischen oder Dänischen als Literatursprache je auf einen bestimmten Rezipientenkreis abgestimmt, sondern auch stilistisch wird diese Adressatenbezogenheit spürbar («The Language of Eternity. The Role of Latin in Sixteenth-Century Danish Culture», 93–124). Weitere Aufsätze behandeln «Hans Jørgensen Sadolin's Lyric Poetry» (17–26); «Latin Bucolic Poetry in Sixteenth-Century Denmark» (27–36); «Latin Renaissance Poetry in Denmark» (59–77); «Lost and Found. Hans Jørgensen Sadolin's Penitential Psalms purchased for the Royal Library» (79–91); «The Latin Poet Zacharias Lund (1608-1667)» (125–145); mit einer Elegie dieses Dichters befasst sich «A Dream» (147–163); «Peder Hegelunds Sammlung der Epigramme Melanchthons (1583)» (227–256). Eine besondere Erwähnung verdient schliesslich die überaus ansprechende äussere Gestaltung des Bandes.

Veronika Lukas

Kai Merten: Antike Mythen – Mythos Antike. Posthumanistische Antikerezeption in der englischsprachigen Lyrik der Gegenwart. Münchner Studien zur neueren englischen Literatur 14. Wilhelm Fink, Paderborn 2004. 353 S.

In seiner leicht überarbeiteten Dissertation legt Kai Merten (M.) eine Untersuchung zur Antikerezeption in der englischsprachigen Lyrik der späten 1960er bis 1990er Jahre vor. Die Studie ist chronologisch und thematisch aufgebaut. Nach einem theoretisch-historischen Einführungskapitel behandelt sie unter den Titeln «Classics in Class» Tony Harrisons Dichtung, unter «Classics of Place» Anthony Thwaites *Letters of Synesius*, Cliff Ashcrofts Lyrik und Derek Walcotts *Omeros* und unter «Gendered Classics» Christopher Logues *War Music*, Margaret Atwoods *Circe/Mud Poems* sowie eine Reihe zeitgenössischer, lyrischer Rezeptionen von Ovids *Metamorphosen* (Ted Hughes, Jo Shapcott, Thom Gunn, Michael Longley, Jenny Joseph und Eavan Boland).

M.s Arbeit basiert auf einer Gegenüberstellung der ausgewählten Dichtungen mit dem jeweils zeitgenössischen Bild und Status der Antike sowie der klassischen Bildung. Besonders berücksichtigt werden die Rolle der humanistischen Bildung bei der Definition gesellschaftlicher Klassen, die Idee der römischen Weltherrschaft im britischen Imperialismus und die Bedeutung antiker Mythen für Aspekte der geschlechtlichen Identität. Die ausgewählten Dichtungen lassen sich in drei Rezeptionsarten einteilen: die mitfühlende Beschwörung einer untergehenden Antike, die destruktive Kritik antiker Ideale und der konstruktive Umgang mit antiken Mythen. Gerade die präzise historische Situierung zeigt, dass die drei Arten nur in der Tendenz chronologisch aufeinander folgen. Die Studie schliesst mit optimistischen Äusserungen über die Zukunft der Antike in unserer Zeit.

Helen Kaufmann

Thomas Kailuweit: Dido – Didon – Didone. Eine kommentierte Bibliographie zum Dido-Mythos in Literatur und Musik. Peter Lang, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2005. 600 S.

Es geschieht selten, dass man sich von einer Bibliographie so fesseln lässt und in ihr festlesen kann wie hier. Das von Kailuweit (K.) präsentierte Ergebnis einer über zwanzigjährigen «wunderbaren Freundschaft» geht über die im Titel angesprochenen Bereiche Literatur und Musik weit hinaus und vermag auch Interessen hinsichtlich der Rezeption auf den Gebieten Bildende Kunst, Architektur, Cartoon, Film und Fernsehen zu befriedigen. Über 1400 Artikel zu Autoren und/oder Werken, die sich auf Dido, die mythische Gründerin und Königin von Karthago, implizit oder explizit beziehen, sind im gut 400 S. starken Hauptteil der Arbeit erfasst. Dazu kommen auch solche, in denen Dido nicht erwähnt wird, die aber narrative Voraussetzungen, Strukturmodelle bzw. einzelne Mythologeme enthalten, nach denen die Didogestalt bzw. -sage (spätestens) seit Vergil modelliert wurde.

Die Dokumentation hätte von den bibliographischen Daten her vielleicht etwas schlanker gehalten werden können; denn K. bietet, wo immer möglich, neben den in einer Bibliographie gängigen Informationen beispielsweise auch Buchformat und ISBN-Nummer. In der Einleitung wird ausführlich der – durchaus komplexe – Aufbau der einzelnen Artikel an einem fiktiven Beispiel erläutert: in sich ein kleines Kunstwerk, das in seinem augenzwinkernd montierten Beziehungsreichtum von *Per Anhalter durch die Galaxis* bis hin zur (seinerzeit schon in *Pschyrembels klinisches Wörterbuch* eingeschwärzten) Loriotschen Steinlaus den seriösen Bibliographen von seiner launigen Seite zeigt, die auch sonst gelegentlich – trotz der Ankündigung, wertende Stellungnahmen nach Kräften zu vermeiden, «selbst bei Werken, die schlecht sind bis an den Rand der Lächerlichkeit» (17) – vor allem in der Sektion B (= Bemerkungen) der einzelnen Artikel sichtbar wird, wenn K. statt einer persönlichen Stellungnahme Originalzitate sprechen lässt. Die Fülle der Daten macht es unmöglich, hier ins Einzelne zu gehen. K. zeigt sich rezeptionswissenschaftlich äusserst versiert und weiss der Gefahr einer déformation professionnelle fast immer zu entgehen (Ausnahme 1018 B: Wenn mit «Follower Brown» Volker Braun und mit «Dichter Rattenews» Lutz Rathenow gemeint sind, dann bezieht sich «Moni-Maroni» sicher nicht primär auf Vergil, wie K. fragend vermutet, sondern auf die Schriftstellerin Monika Maron). Die im Hauptteil abgekürzt zitierte Sekundärliteratur wird in einer ausführlichen Bibliographie (437–541) erschlossen. Der Sachindex (543–550) ist zugleich ein Modell, wie sich die in dieser Bibliographie geballten Informationen so vernetzen lassen, dass sie neue Forschungen anregen können, wie mir überhaupt der ganze Band, der bekanntes und unbekanntes Material in ungewöhnlichen Konstellationen präsentiert, als Basis erscheint, rezeptionsgeschichtliche und wissenschaftliche Themen und Thesen zu generieren – mit oder ohne Dido.

Werner Schubert

Pascale Hummel: Philologus auctor. Le philologue et son œuvre. Sapheneia 8. Peter Lang, Berne, 2003. XII, 426 p.

Dans ce troisième volet d'un triptyque renvoyant face à face la philologie et le philologue, P. Hummel dessine sous de multiples facettes épistémologiques (linguistiques, historiques, sociologiques) les contours et l'identité du philologue au travers des siècles. Cette enquête métaphilologique, alliant avec harmonie le sérieux de l'érudition à la liberté de l'essai, donne à la figure virtuelle du philologue un visage humain sous un habit de mots. Tour à tour estimé comme homme de culture ou déprécié

pour son verbiage, le philologue est celui par qui la philologie se réalise et s'incarne. Avant tout lecteur, entouré de livres au risque d'être englouti, il tisse et retisse les textes, dans une lecture intelligente, c'est-à-dire liante. Jamais seul car dans l'indispensable compagnie des écrits des autres, le philologue - parfois considéré comme appartenant à une espèce en voie de disparition - échappe au flux du temps en maintenant le passé vivant. Arpenteur du temps sur les traces des auteurs antiques et des savants d'hier et d'aujourd'hui qui accompagnent sa quête, il jette inlassablement des ponts, des parallèles, au risque de tourner en rond par encyclopédisme. Méthodique au sens étymologique, le philologue croise à chaque détour de son chemin la parole des autres. Homme-carrefour, ce médiateur est à l'intersection du temps et de l'éternité. Passeur et noble gardien d'un trésor ancien, il prolonge ce que le cours des ans risque de détériorer. C'est par lui que l'Antiquité accède à la postérité. Dépositaire et garant d'une langue universelle, il parle à mi-voix, cédant la place aux mots des autres, offrant à la tradition comme un écho musical. Déchiffreur et révélateur des vérités cachées, il met à nu les dessous de la langue, prêtre d'une liturgie silencieuse au service du Verbe. Il est l'ombre et le soleil de ces textes qui font de lui ce qu'il est.

Telles sont quelques-unes des facettes volontiers métaphoriques se dégageant de cette étude originale, savante et roborative qui, sous une somme d'érudition, dépasse l'aridité de la prose scientifique pour inviter le lecteur à y tracer son propre chemin.

Laure Chappuis Sandoz

Jon D. Mikalson: Herodotus and Religion in the Persian Wars. The University of North Carolina Press, Chapel Hill 2003. XIV, 269 S., 5 Karten

Mikalsons (M.) eingangs formulierte Zielsetzung besteht darin, die kultisch-pragmatische Seite der griechischen Religion in einem konkret historischen Kontext zu untersuchen. Hierzu zieht er neben Herodot u.a. auch Plutarch, Pausanias und Diodor heran.

Im ersten Kapitel, «A Religious Account of the Persian Invasions», sammelt M. entlang der Kriegs- und Vorkriegsgeschichte alle handlungsbestimmenden Momente der Interaktion zwischen menschlicher und göttlicher Sphäre, z.B. Träume, Orakel und deren (richtige oder falsche) Deutungen, Opferhandlungen, Institutionalisierungen von Dankfesten und Heiligtümern sowie andererseits Tempelschändungen und sonstige Freveltaten bzw. deren göttliche Sanktionen. Das zweite Kapitel, «Greek Gods, Heroes, and the Divine in the Persian Invasions», befasst sich mit der Intervention einzelner übernatürlicher Mächte. Hierbei unterscheidet M. zwischen den panhellenischen Gottheiten Zeus, Poseidon und Apollon, den lokal beteiligten Göttinnen Athene, Demeter, Artemis, Hera und Aphrodite, den Heroen – nur diese greifen leibhaftig in die Kampfhandlungen ein – und dem universellen Element des Göttlichen («the Divine»). Im dritten Kapitel, «Some Religious Beliefs and Attitudes of Herodotus», stellt M. Herodots Aussage, Homer und Hesiod hätten die griechischen Vorstellungen von den Göttern geformt, neben seinen unbestreitbaren Glauben an die Existenz und Interventionsfähigkeit der Götter. Weiter geht er auf Herodots *phthonos*-Vorstellung ein, welche die zyklische Umkehrung menschlicher Verhältnisse bedingt. Wie bei der Idee der schicksalhaften Notwendigkeit von Ereignissen konstatiert M. eine starke Orientierung Herodots an poetischen Konventionen. Zuletzt wird Herodots Darstellung fremder Religionen behandelt und eine deutliche Tendenz zur Hellenisierung festgestellt. Im Anhang vereint M. Herodots Aussagen zum Thema «Herodotus on the Origins of Greek Religion»: Herodot gibt zum einen die Herkunft der von Menschen erfundenen Komponenten des Göttlichen (Namen, Epitheta, Funktionen) an, zum anderen das Alter von Göttern und Heroen. Weiter sammelt M. die Stellen, wo Herodot griechische mit fremden Gottheiten identifiziert und sich zu Verbreitungswegen von Kulturen äussert. M. kommt zu dem Schluss, dass Herodot religiöse Inhalte durchaus methodisch behandelt, wenn er etwa eine Gottheit und ihre verschiedenen Kulte getrennt vorstellt, dass aber die heterogenen Quellen der *Historien* keine konsequent systematische Darstellung erlauben.

M. ist ein verdienstvolles Werk von enzyklopädischer Vollständigkeit gelungen, das die *Historien* als unersetzliche religionsgeschichtliche Quelle ausweist. Die Literarizität des Textes wird allerdings weitgehend vernachlässigt.

Katharina Wesselmann

Alessandro Barchiesi/Jörg Rüpke/Susan Stephens (Hgg.): **Rituals in Ink.** A Conference on Religion and Literary Production in Ancient Rome held at Stanford University in February 2002. Potsdamer altertumswissenschaftliche Beiträge 10. Franz Steiner, Stuttgart 2004. VIII, 182 S.

Antike Riten sind uns fast nur durch Texte fassbar, und Texte sind keine reinen Spiegel, in denen Realität sich bruchlos abbildet. Die sieben Beiträge dieses Bandes – ursprünglich Vorträge an einem Symposium, zum dem das Stanford Classics Department im Februar 2002, geladen hatte – versuchen, dem Verhältnis von Text und Ritual auf die Spur zu kommen.

Die Mehrheit tut dies durch eine Fallanalyse. Enrica Sciarro rekonstruiert die Stiftung des Tempels für Hercules Musarum durch M. Fulvius Nobilior und stellt sie zusammen mit der neuen Rolle von Dichtung und Dichtern für die Status-Repräsentation des römischen Adels (45–56). Frances H. Hahn geht von der Feststellung aus, dass Livius in seinen Beschreibungen von Danksagungsritualen gewöhnlich die Gebete ausklammert und stattdessen sich auf die rituellen Handlungen konzentriert; sie sieht dies im Zusammenhang mit einer gesamt-kulturellen Bevorzugung des Visuellen und Spektakelhaften (sie folgt darin Andrew Feldherr, *Spectacle and Society in Livy's History*, 1998) (57–75). Julia Hawkins erklärt in ihrem sehr detailreichen Beitrag, weswegen Venus und nicht Apollos Heiler Iapygus in *Aen.* 12,400–412 den verwundeten Aeneas heilt; der Beitrag ist wichtig für einen oft übersehenen Aspekt von Venus (77–98). Yasmin Syed geht den Spuren hymnischer Intertextualität im 1. Buch der *Met.* nach und verbindet dies mit Ovids Interesse am Herrscherkult; der Nachweis wirkt gelegentlich forciert (99–113). Mary Beard interpretiert *Trist.* 4,2, die elegische «Beschreibung» eines Germanientriumphs, als «ritual in the head»; der brillante Beitrag zeigt wie kein anderer anhand eines konkreten Textes die Möglichkeiten der Fragestellung und die Probleme von Textualität und Theoriebildung (115–126). Trevor Murphy diskutiert «Valerius Soranus and the Secret Name of Rome». Der Beitrag hat mit dem Thema des Bandes wenig zu tun und scheint das wichtige Buch von Angelo Brelich, *Die geheime Schutzgottheit von Rom* (1949), nicht zu kennen (127–137).

Der Band wird durch zwei allgemeinere Beiträge eröffnet. Jörg Rüpke lässt Modellfälle von Text und Ritual Revue passieren, um von da aus religionswissenschaftlich zu generalisieren; zentral ist seine Einsicht, dass die Wahrnehmung der Akteure und Zuschauer letztlich Ritual konstituieren (23–43). Im gewichtigen Eröffnungsbeitrag diskutiert Denis Feeney Opfer in *Vg. georg.* und *Ov. fast.* auf die Beziehung zwischen Ritual und Text hin, mit der spannenden Problematisierung, dass das Objekt, welches der Text spiegelt, letztlich eben erst durch diese Spiegelung konstituiert wird – eine Einsicht, die der Religionswissenschaftler sich ebensosehr zu eigen zu machen hat wie der Literaturwissenschaftler (1–21).

Der Schlussteil des Bandes druckt die abschliessende Diskussion am Runden Tisch ab, die im wesentlichen individuelle Reaktionen auf die Beiträge darstellen. Ausführliche Indices schliessen das anregende und in zahlreichen Beiträgen wichtige Buch ab, dem man sich eine technische Betreuung gewünscht hätte, die seiner Bedeutung entspricht; Druckfehler und andere Versehen (konsistent Susan anstatt Catherine Bell) sind nicht ganz selten.

Fritz Graf

Barbara Feichtinger/Helmut Seng (Hgg.): **Die Christen und der Körper.** Aspekte der Körperlichkeit in der christlichen Literatur der Spätantike. Beiträge zur Altertumskunde 184. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. 212 S.

Die einer Konstanzer Tagung (8./9.9.2001) zum Thema *Die Christen und der Körper* entwachsenen Forschungsbeiträge verfolgen zunächst die Frage nach einer kulturellen Umwertung des – in der paganen Antike vorwiegend negativ konnotierten – leidenden Körpers zu einem Heilssymbol im Christentum. Verletzungen und Leiden der Götter in der griechisch-römischen Mythologie werden in der Einleitung von B. Feichtinger als «episodenhaft und folgenlos» abgetan – m.E. etwas zu Unrecht, wenn man etwa an Prometheus denkt –, wie auch ein möglicher Rekurs auf orientalische und ägyptische Vorstellungen von göttlichem Leiden, Tod und Auferstehung ausgeblendet bleibt. Insofern wird die Frage, inwieweit das christliche Verständnis als «revolutionäre Neuerung» zu verstehen sei, nicht restlos befriedigend beantwortet. Dennoch: Hier wird ein komplexes Feld sondiert, dessen weitere Erforschung hoffentlich auch künftig durch Publikationen wie diese dokumentiert wird.

Die ersten beiden Beiträge von K. Waldner (zur narrativen Technik der Körperdarstellung im *Martyrium Polycarpi* und der *Passio Sanctarum Perpetuae et Felicitatis*) und T. Binder (zu Kommunikationsstrategien der frühchristlichen Märtyrerliteratur am Beispiel der *Passio Montani et Lucii*) weisen eine von Anfang an sehr eigenständige, polyperspektivische narratorische Darstellungsweise nach, die ein von Raum und Zeit unabhängiges «integratives christliches Identitätsmerkmal» generierte. A. Breitenbach und S. Lake nehmen die wohl tatsächlich auf spezifisch christliche Initiative hin entwickelte Krankenfürsorge in den Blick. Breitenbach modifiziert das Bild von Ambrosius als «Bischof für die Kranken» ebenso, wie Lake Hieronymus' «Nachruf» auf die verstorbene Aristokratin Fabiola – eine Wohltäterin für Kranke und Arme – als authentische historische Quelle vor dem Hintergrund der Tradition der *laudatio funebris* relativiert. Th. Fuhrers Studie «Körperlichkeit und Sexualität in Augustins autobiographischen und moraltheoretischen Schriften» wird der Komplexität der Thematik des Bandes am meisten gerecht, deren Funktion im Entwurfskontext einer christlichen Anthropologie Augustinus zeitlebens beschäftigt hat. Chr. Marksches zeichnet durch die Verbindung historischer, philologischer und archäologischer Forschung ein plastisches Bild von «Körper und Körperlichkeit im antiken Mönchstum».

Werner Schubert

Mirena Slavova: Phonology of the Greek inscriptions in Bulgaria. Palingenesia 83. Franz Steiner, Stuttgart 2004. 149 S.

Die Autorin, die an der Universität Sofia lehrt, legt hier eine Abhandlung vor, die auf der Basis von *IGBulg* (ed. Georgi Mihailov, 1958ff.) und noch neuerer Publikationen sowie Autopsie und Photographien der Inschriften die von Mihailov schon zuvor publizierte Grammatik, *La langue des inscriptions grecques en Bulgarie* (Sofia 1943), korrigieren, ergänzen und ersetzen soll – freilich nur den phonologischen Teil. Dieses Unternehmen war dringend nötig, und die Morphologie bleibt weiterhin ein Desiderat. Es stehen heute etwa 3000 Inschriften zwischen dem 6. Jh. v. Chr. und dem 4. Jh. n. Chr. zur Diskussion, wobei allerdings der Beschränkung auf das heutige Staatsgebiet Bulgariens etwas Zufälliges anhaftet. Die Abhandlung ist als «a grammar of errors» charakterisiert (14), d.h. es geht um die Abweichungen von der Normalorthographie. Leider wird jedoch nicht gesagt, was zu welcher Zeit «normal» war; es ist auch oftmals gar nicht leicht zu sagen. Zudem werden Erscheinungen der Sprache und solche der Orthographie zu wenig auseinandergelassen: Der Unterschied zwischen Ἀπελλ- und Ἀπολλ- wird als «graphemic neutralization» bezeichnet (26); im Abschnitt «/s/ > /ss/» (gemeint ist: «⟨σσ⟩ statt ⟨σ⟩»), herrscht ein Gemisch verschiedenster lautlicher und graphischer Phänomene (111); der rein graphische Unterschied zwischen ⟨νγ⟩ und ⟨γγ⟩ ist als «NG > ΓΓ» betitelt und unter Assimilation verbucht (115). Oft fehlt die Gesamtsicht auf ein Phänomen, etwa wenn der mit Omikron statt -ου geschriebene Gen. als «Attic writing» charakterisiert wird (17), obwohl er bis ins beginnende 4. Jh. v. Chr. in ganz Griechenland normal war. Zutreffend ist die Beobachtung, dass gewisse ursprünglich attische ττ-Formen (ἐλαττ-, ἦττ-) in die Koine eingegangen sind und noch im heutigen Griechischen so und nicht mit -σσ- lauten (109f.). Oftmals fragt sich der Leser, ob für eine Abweichung wirklich phonologische Gründe verantwortlich sind: εὐεργασία könnte ebenso eine Kreuzung aus den normalen Wörtern εὐεργασία und ἐργασία sein (18); der Name Πρόκλος gibt zwar tatsächlich manchmal lat. *Proculus* wider, galt aber einem Griechen vor allem als Kurzname zu Προκλής und kann dann kaum als Illustration für Synkope lateinischer Mittelsilbenvokale in Anspruch genommen werden (82); ob schliesslich der wohl einheimisch-thrakische Name Ἀρριανός (s. Thuk. 8,104) einen Platz im Kapitel über ⟨σσ⟩ und ⟨σσ⟩ verdient, scheint höchst fraglich. – Der Rez. hat ein paar ihm noch unbekannte Fälle von «Kurzschreibung» gefunden (s. *Kadmos* 30 [1991], 49–80): παρ(ο)δεῖτα, ἀνέθ(η)κε, Χρησ(ι)μος (alle 82), evt. auch Δι(ο)σκορίδη von ca. 400 v. Chr. (84); umgekehrt evt. Φ{ι}ράδμων (85), π{ι}ατρί (92). – Das Englische ist streckenweise sehr mangelhaft, es sind viele Druckfehler zu beklagen (Philippopolis 15, Kursive in Titeln 98ff.), und auch die Darstellung, etwa die verwirrende «Struktur» des Kapitels IX. «Conclusions», hätte mehr Sorgfalt seitens der Autorin und des Lektorats verdient. Ein Wortindex (137–149) beschliesst dieses Buch, das sich bei vorsichtiger Benutzung zweifellos als nützlich erweisen wird.

Rudolf Wachter

Jean Hadas-Lebel: *Le bilinguisme étrusco-latin*. Contribution à l'étude de la romanisation de l'Etrurie. Bibliothèque d'Etudes Classiques 41. Peeters, Leuven 2004. XVII, 435 S.

In dieser umfassenden Monographie wird Zweisprachigkeitsforschung, ein heute im Trend liegender Zweig der Linguistik (vgl. J. N. Adams, *Bilingualism and the Latin Language*, Cambridge 2003), auf das Altertum und speziell die Geschichte Etruriens angewandt. In einem ersten Teil werden sorgfältig die relevanten literarischen Stellen zum «premier» und «second bilinguisme étrusco-latin» besprochen (Übergang vom einen zum andern im 4. Jh. v. Chr.). Dann folgen die epigraphischen Zeugnisse, zuerst die etruskischen (59ff.), dann die lateinischen und bilingualen (293ff.). Wie üblich bei Corpussprachen ist die Beleglage für die Frage der Zweisprachigkeit unbefriedigend: bei den literarischen Zeugnissen, insbesondere denjenigen unmittelbar zur Zweisprachigkeit, wegen ihrer Spärlichkeit und oft zweifelhaften Historizität; bei den sprachlichen Zeugnissen, insbesondere den epigraphischen, wegen ihres bloss indirekten Charakters (auswertbar sind ja fast nur sprachliche Entlehnungen in die eine oder andere Richtung; von Zweisprachigkeit ist in diesen Zeugnissen dagegen nie explizit die Rede). Den Hauptteil bildet die Onomastik in den etruskischen Inschriften (59–257) mit vielen nützlichen Beleg-sammlungen. Dabei ist dem Verf. klar, dass die Verwendung eines fremden Namens allein im Einzelfall noch keinen Beweis für Zweisprachigkeit darstellt (257). Erste Entlehnungen müssen schon sehr früh, nämlich im und teilweise sogar vor dem 5. Jh. v. Chr., stattgefunden haben. Speziell interessant ist die plötzliche Häufigkeit von *marce* in Caere im 4. Jh. v. Chr., die in einleuchtender Weise mit dem *hospitium publicum* von 390 in Verbindung gebracht wird (76ff.). In einem kürzeren Kapitel (259–292) werden morphologische Entlehnungen behandelt, die für Zweisprachigkeit besonders aussagekräftig sein können. Hier plädiert der Verf. im Falle der etruskischen Suffixe *-ie* (mask.), *-(i)a* (fem.) und *-le/-la* (demin.) für idg.-ital. Herkunft, allerdings müssten diese so früh übernommen worden sein, dass wir von «Latein» wohl noch gar nicht sprechen können; die Spezialisten werden hier noch einiges zu diskutieren haben. Im dritten Teil werden die in lateinischem Alphabet geschriebenen etruskischen Inschriften (die v.a. aus Clusium stammen) sowie die lateinischsprachigen Inschriften, und speziell die Namensformeln (mit Metronym, Gamonym usw.), als Zeugnisse der fortschreitenden Zweisprachigkeit in Etrurien und schliesslich der Zurückdrängung des Etruskischen herangezogen. Als Kronzeuge für diese Situation der «ère de transition» dienen schliesslich die 27 «Bilinguen» (plus 5 «Digraphe»), die besonders sorgfältig besprochen werden, da sie die deutlichsten Belege für eine zweisprachige Kultur (und vielleicht sogar für die Zweisprachigkeit der betreffenden Individuen) darstellen; ein Beispiel: *CIL I²2037 = ETPe 1.313 pup : velimna : au : cahatial* und *P. Volumnius. A. f. Violens | Cafatia. natus*. Eine umsichtige «Conclusion» und gute Indices schliessen das nützliche und – abgesehen von einigen griechischen Akzenten – sehr sorgfältig gearbeitete Werk ab.

Rudolf Wachter

Jens-Uwe Krause: *Kriminalgeschichte der Antike*. C. H. Beck, München 2004. 228 S.

Dieses Buch stellt sehr berechtigte Fragen – Gewaltbereitschaft und Konfliktbewältigungsstrategien sind wichtige Themen der Sozialgeschichte. Was als Verbrechen definiert, wie das Verhalten von Individuen durch das Kollektiv kontrolliert wird, reflektiert anschaulich nicht nur soziale Strukturen, sondern auch Werte einer Gesellschaft. K. argumentiert, dass in der Antike gewaltfreie Wege der Konfliktregelung viel mehr genutzt wurden als im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Diese These erwächst aus einer detaillierten und quellenorientierten Darstellung der Verfolgung und Ahndung von Straftaten und der Definition von Formen von Kriminalität im klassischen Athen und im römischen Reich. Als Überblicks- und Nachschlagewerk (erschlossen durch nützliche Sach- und Quellenregister) vermittelt das Buch Historikern disparate Quellen und rechtsgeschichtliche Spezialliteratur.

Methodisch problematisch bleiben angesichts der Quellenlage alle verallgemeinernden Thesen und Aussagen, wie auch K. mehrmals bemerkt. Unbefriedigend ist die Beschränkung auf das klassische Athen und das römische Reich sowie (weitgehend) auf staatliche Strafjustiz. Zumindest die hellenistische Welt und Sparta müssten mehr berücksichtigt werden für jede Aussage über die «Antike». Beschränkt auf das römische Reich (die farbigsten und interessantesten Kapitel) liesse sich die These des Buches vielleicht überzeugender vertreten. Die Rolle privater Gerichtsbarkeiten, Hausgerichte, Variationen örtlicher Instanzen innerhalb des Reichs, religiöser Gesetze etc. ist kaum abzuschätzen, könnte also auch viel grösser gewesen sein. Die These einer gewaltfreien Kultur der Konfliktregelung könnte etwa durch das Recht des Mannes, seine Frau zu schlagen, – wenn es weithin beansprucht wurde – oder die harte Behandlung der eigenen Sklaven deutlich relativiert werden. Der Forschungsbereich den Krause umreisst, verdient ein weiteres, vertieftes Studium.